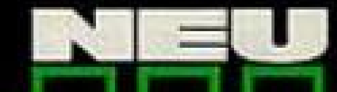
2,00 DM / Band 742
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Junge mit dem Jenseitsblick

Frankreich F 9,00 / Italien L 2000 / Niederlande 12,60 / Spanien P 175



Der Junge mit dem Jenseitsblick

John Sinclair Nr. 742

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 22.09.1992

Titelbild von Julie M. Bell

Sinclair Crew

Der Junge mit dem Jenseitsblick

Nur die alte Bettlerin wußte, daß etwas Unheimliches, kaum Faßbares die Bahnhofshalle betreten hatte.

War es der Tod?

Die Bettlerin schauderte zusammen. Früher einmal hätte sie die Frage beantworten können, denn da hatte sie das Zweite Gesicht besessen. heute war es leider so gut wie verschwunden, obwohl noch einige Reste davon vorhanden waren.

Sie hatten sich jetzt wieder gemeldet, und über ihren Körper rann ein Schauer. Sie zog den langen Mantel, der Ähnlichkeit mit einer Decke aufwies, noch fester und löste sich aus dem Bereich der langen Schließfachreihen.

Wo verbarg sich der Schrecken?

In der Halle war es kühl. Durch die offenen Türen zum Vorplatz hin pfiff der Wind. Er spielte mit altem Papier und Zigarettenkippen, rollte sie in Strudel hinein und schleuderte sie in langen Bahnen in die Halle. Die alte Frau kümmerte sich nicht darum. Sie ging weiter, hatte den Rücken vornübergebeugt, als würde sie unter einer besonderen Bürde des Schicksals leiden.

Der Bahnhof war auch ihr Schicksal. Der Sturm des Lebens hatte sie hier schließlich stranden lassen. Sie fristete ein erbärmliches Dasein mitten in Deutschland. Und wenn sie an die vergangenen Zeiten dachte, wo es ihr besser ergangen war, konnte sie nur noch weinen.

Um diese Zeit - etwa dreißig Minuten vor Mitternacht - war die Halle des Kölner Hauptbahnhofs ziemlich leer. Der große Betrieb war vorbei, und die Leere gestattete der Bettlerin einen guten Überblick.

Zwischen dem Blumenstand und einem Taschenbuchladen blieb sie stehen. Rechts vor ihr lag der Ausgang. Der Schatten des Doms wuchs in die Höhe des Nachthimmels hinein, als wollte er den Bahnhof vor Gefahren beschützen.

Wenige Reisende trafen ein. Sie würden die Nachtzüge nehmen, die um die Tageswende herum abfuhren.

Aber es gab auch genügend Menschen, die zu Cornelia gehörten. Gestrandete wie sie. Männer und Frauen ohne Hoffnung, denen der Bahnhof als letzte Zuflucht geblieben war.

In dieser Nacht spürte sie die Kälte sehr deutlich. Es lag nicht allein an dem kalten Märzwetter, es war auch etwas anderes. Das Wissen nämlich um den Tod, der sich bereits in der Nähe befand.

Die Frau spürte es.

Sie zitterte, sie wischte über ihre Stirn. Zwei Männer sprachen sie an und fragten, was sie hätte.

»Geht weiter.«

»Warum?«

»Laßt mich allein.«

Die Männer verschwanden. Sie stammten selbst aus dem Milieu und wußten, wann ein Mensch allein bleiben wollte. Sie bewegte sich auf eine Anzeigetafel zu und blieb daneben stehen.

Ich muß sie finden. Ich muß es einfach. Nur so kann ich das Unheil abwenden…

Es war nichts zu sehen.

Ein völlig normaler Betrieb in einer ebenfalls völlig normalen Nacht auf dem Kölner Hauptbahnhof.

Die alte Frau stöhnte auf. Immer wieder rann das Prickeln über ihren Rücken. Die Furcht, daß sie zu spät kommen würde, verstärkte sich zusehends. Reisende betraten den Bahnhof. Eine Gruppe von Kindern wurde von zwei erwachsenen Begleitpersonen geführt. Um die Hälse der Kinder hingen Bänder mit den entsprechenden ID-Cards.

Im Hauptdurchgang, der zu den Bahnsteigen führte, sah die Frau die beiden Bahnpolizisten heranschlendern. Die Polizei war hier allgegenwärtig, Was auch so sein mußte, denn oft genug kam es zu Auseinandersetzungen, wenn irgend jemand durchdrehte oder andere Dinge zu regeln waren. Die Männer halfen, wo sie konnten, sorgten für alte Menschen und auch für ganz junge. Sie brachten Kinder zu ihren Eltern zurück oder besorgten jugendlichen Trampern Unterkünfte für die Nacht.

Die Bettlerin schaute ihnen entgegen. Sie wollte den Kontakt mit ihnen. Hatten sie denn nichts gemerkt? Sie mußten doch wissen, daß der Tod den Bahnhof betreten hatte.

Sie taten nichts, gaben sich völlig normal, lachten sogar, denn diese Nacht war besonders ruhig angelaufen. Es hatte keinerlei Aufregungen gegeben, keine Schlägereien, kaum Betrunkene, und auch die Reisenden verhielten sich ruhig.

Sie trat ihnen in den Weg.

Die beiden Polizisten blieben überrascht stehen. »He, was ist das denn? Du, Cornelia?«

»Ja, ich.« Sie nickte.

»Hast du was auf dem Herzen?«

Sie schaute in ihre Gesichter und versuchte, darin zu lesen. Vielleicht ahnten sie etwas, was sie herausfinden konnte, aber das war nicht der Fall. Gleichgültig und dabei leicht amüsiert sahen sie die Stadtstreicherin an.

»Rede doch.«

Cornelia hob die Schultern. »Es tut mir leid, wirklich. Ich dachte, ihr hättet etwas gemerkt.«

»Was denn gemerkt?«

»Von der Gefahr!«

Die jungen Beamten blieben cool. »Gefahr, sagst du? Welch eine Gefahr denn?«

»Die sich hier festgesetzt hat.«

Die Männer schauten sich an. »Das mußt du uns genauer erklären. Wir sehen keine Gefahr. Hast du irgendwelche Verbrecher entdeckt. Männer mit Bomben oder so…?«

»Viel schlimmer«, flüsterte sie. »Viel schlimmer…«

Einer von ihnen lachte. »Jetzt sag nicht, daß du wieder deine allseits bekannten Vorahnungen gehabt hast. Ist es über dich gekommen? Hast du etwa…?«

»Ich habe tatsächlich.«

»Wer ist es diesmal?«

»Ich kann es euch nicht genau erklären. Jedenfalls ist es urböse, wenn ihr versteht.«

»Nein, verstehen wir nicht.«

»Das ist schlecht.«
»Aber du hast ihn gesehen?«
Cornelia schüttelte den Kopf. »Nicht gesehen, nur gespürt. Er ist hier im Bahnhof. Er ist gekommen.«
»Wer denn?«
Sie holte tief Luft. »Der Unheilbringer. Ein schreckliches Wesen, eingepackt in, die Schutzhülle eines Menschen. Seine Magie ist wahnsinnig stark, sie hat mich sogar berührt, ich komme von ihr nicht weg. Ich spüre es mit jeder Faser meines Körpers.«
»Das hast du uns schon öfter gesagt.«
»Stimmt. Aber nie war es so schlimm. Ihr müßt etwas dagegen tun.« Sie zitterte am gesamten Leib, faßte einen der Polizisten an und schüttelte ihn.
»Kannst du ihn nicht beschreiben?«
»Nein, nein, ich habe ihn noch nicht gefunden. Ich werde aber weitersuchen.«
»Tu das, Cornelia.«
»Und ihr solltet dabeisein. Es ist besser für euch, ihr müßt es einfach.«
»Nun mal langsam, Cornelia. Wir haben unsere Jobs, das weißt du. Und du weißt auch, daß wir erst eingreifen können, wenn irgend etwas passiert ist. Dann aber kannst du dich auf uns verlassen, das weißt du sehr genau.«
»Dann wird es zu spät sein.« Ihre Stimme klang traurig, und sie hatte den Kopf gesenkt.
»Bisher hat alles geklappt. Du kannst ja in einer Stunde noch mal mit uns sprechen.«
»Schon gut.« Sie wußte, daß es keinen Sinn hatte, hob die Schultern und drückte sich an den beiden Männern vorbei, die ihr amüsiert nachschauten und dann, als sie außer Hörweite war, über sie sprachen.
»So schlimm ist es mit ihr noch nie gewesen.«
»Richtig.«
»Glaubst du ihr denn?«
»Nein, sie tut mir nur leid. Ja, sie tut mir leid. Sie ist ein armes Geschöpf, das auch schon bessere Zeiten erlebt hat. Jetzt hängt sie hier, ist gestrandet, träumt vielleicht von den alten Zeiten, die längst vorbei sind.«
»Manchmal könnte man reinschlagen. Dabei war sie mal wer.«
Der andere Kollege nickte. »Eine Künstlerin, eine Wahrsagerin, jemand mit dem Zweiten Gesicht. Ich habe mal alte Fotos von ihr gesehen. Da war sie wirklich gut.«
»Was soll's? Die Zeiten sind vorbei.« Der Sprecher drehte sich noch mal um. Er schaute in den breiten Gang hinein und sah auch die alte

Frau, wie sie ihren Weg fortsetzte. Sie machte den Eindruck, als wollte sie auf einen Bahnsteig gehen.

In der Tat spürte Cornelia den Drang. Sie hatte ihre Schritte nicht bewußt in diese- neue Richtung gelenkt, sondern sich kurzerhand treiben lassen. Irgendwo mußte es ein Ziel geben, irgendwo konzentrierte sich die Gefahr.

Die Bahnhofshalle war von ihr bereits durchquert worden. Wo hielt sie sich jetzt versteckt?

Cornelia ging an der linken Seite vorbei. Sie schaute in die hell erleuchteten Auslagen eines kleinen Delikatessengeschäfts, sie passierte die Würstchenbude, wo einige Menschen ihren Hunger stillten, und spürte dabei, daß sich der Tod nicht unter die Hungrigen gemacht hatte. Er mußte woanders sein.

An jedem Aufgang blieb sie stehen. Schaute die Stufen der Treppe hoch und konnte so auf den Bahnsteig schauen, wo sie zumeist das helle Rund der Normaluhr entdeckte, das von oben her wie ein blasses Auge auf sie niederschien.

Jemand sprach sie an, wollte Feuer haben. Ein »Kollege«. Sie gab ihm eine Schachtel Zündhölzer.

Er bedankte sich und ging. Cornelia ging auch. Ihren Plan hatte sie nicht vergessen. Irgendwo würde sie den Tod finden, aber sie wußte nicht einmal, in welch einer Gestalt er sich ihr zeigte. Es gab viel Möglichkeiten für ihn, sich zu verstecken und zu tarnen, die andere Welt kannte alle Tricks.

Cornelia blieb an der linken Seite und bewegte sich nahe an der Wand entlang. Wieder schaute sie auf die Tafel, wo die Abfahrtszeiten der Züge abgedruckt waren. Die kannte sie beinahe auswendig.

Deshalb wußte sie auch, daß um Mitternacht herum ein Schlafwagenzug in die Schweiz fuhr.

Kurswagen brachten die Reisenden in die entsprechenden Feriengebiete. Kurz bevor die Frau über die Rolltreppe zu »ihrem« Bahnsteig hochfuhr, krümmte sie sich plötzlich. Sie riß den Mund auf und röchelte. Vor ihren Augen tanzten die Stufen, kalt rieselte es ihren Nacken hinab, und sie spürte das andere und Fremde wie einen Sturm, der die Treppe hinabwehte.

Die alte Frau taumelte zur Seite, sie mußte sich einfach anlehnen und Ruhe finden.

Tief atmete sie ein und aus. Dieser plötzliche Ansturm der Gefahr hatte ihre letzten Zweifel beseitigt. Das Grauen befand sich auf dem Bahnsteig. Sie brauchte nur die Treppe hochzusteigen, um es fassen zu können. Es wartete oben, es würde wahrscheinlich in einen Zug steigen und verschwinden, um woanders den Tod zu verbreiten.

Ihr war schlecht. Sie keuchte und dachte an die beiden Polizisten. Ob diese ihr geglaubt hätten? Cornelia richtete sich wieder auf. Wenn die

beiden in Sichtweite gewesen wären, hätte sie nach ihnen gerufen. Aber sie sah die Männer nicht. So blieb sie auf sich allein gestellt.

Sollte sie hingehen?

Alles in ihr sträubte sich. Cornelia wußte, daß für sie die Gabe des Zweiten Gesichts zu einem tödlichen Fluch werden konnte, aber das Wissen hielt sie nicht davon ab, es zu versuchen.

Die Menschen verachteten sie, manche hatten sogar vor ihr ausgespuckt. Waren sie es überhaupt wert, daß sie sich für sie einsetzte? Cornelia suchte darauf keine Antwort. Statt dessen tat sie, was sie tun mußte, auch um ihr Gewissen zu beruhigen.

Ein Teil des Aufgangs war abgetrennt worden. Eine Rolltreppe führte hoch. Cornelia wollte nicht die Stufen gehen, sondern ließ sich nach oben fahren.

Je näher sie dem Bahnsteig kam, um so mehr verdichtete sich das Gefühl in ihr. Sie merkte genau, daß die Gefahr wuchs, und das schwache Licht auf dem Bahnsteig kam ihr noch dunkler vor, als hätten sich dort Schatten wie die Vorboten der Hölle versammelt, um alles andere an sich zu reißen.

Düstere Vorboten, schreckliche Ahnungen auf das Grauen, dem sie entgegenrollte.

Die Treppe schob sie auf den Bahnsteig hinaus. Ein Windstoß erfaßte die Frau von der Seite und schüttelte sie durch. Sie ging langsam weiter, setzte ihre Schritte vorsichtig, als wäre der Boden eine Eisfläche. Neben einem fahrbaren, um diese Zeit aber geschlossenen Imbißstand blieb sie stehen. Er hatte einen günstigen Standort, denn von ihm aus konnte sie gut in beide Richtungen schauen.

Der Bahnsteig war so gut wie leer. Auf seiner langen Fläche verteilten sich hin und wieder einige Personen, die so aussahen, als würden sie auf den Zug warten.

Manche trugen Skier bei sich. Andere saßen auf den Bänken und warteten auf den Nachtzug.

Es war alles normal…

Nein, es war nicht normal. Der Hauch des Bösen wehte über den Bahnsteig und die Schienen hinweg. Hinter ihr fuhr ein Zug ein. Die Geräusche klangen ihr seltsam fern. Auch die kratzig klingende Lautsprecherstimme der Ansagerin schien aus einer anderen Welt zu stammen.

Cornelia ging weiter. Sie entschwand aus dem Lichtkreis einer der Lampen und tauchte ein in die klare, aber seltsam graue Dunkelheit, die über dem Bahnsteig lag. Sie hatte das Gefühl, durch Schattenwände zu wandern. Sie waren erfüllt von raunenden Stimmen, von bösen Gedanken aus fremden Welten, die sich unter dem hohen Kuppeldach des Bahnhofs manifestiert hatten.

Ein leerer Gepäckwagen stand einsam und verlassen da. Zwei Männer

hockten auf ihren Koffern.

Daneben lagen noch Rucksäcke. Die beiden schauten Cornelia an und rümpften ihre Nasen.

Sie kümmerte sich nicht darum. Aber sie war sicher, daß sie sich in die einzig mögliche Richtung bewegten.

Der Druck war stärker geworden. Er erfüllte ihren Körper wie ein starkes Brausen. Manchmal ächzte sie sogar, um gegen diese andere Kraft anzukämpfen.

In ihrem Mund war alles trocken geworden. Hinter der Stirn hämmerte es. Zahlreiche kleine Hämmer vollführten Tänze. Sie spürte Staub auf ihren Lippen, der mit Speichel vermischt war. Die gewaltige Decke des Bahnhofs verwandelte sich in ein schreckliches Gebilde aus noch schrecklicherer Welt, in dem die Menschen nicht mehr das Sagen hatten.

Für die alte Frau mit dem Zweiten Gesicht war der Bahnhof zu einem Kessel der Furcht geworden.

Sie erreichte den Bereich des Bahnsteigs, der schon das Ende markierte. Auch die Halle würde bald verschwinden. Der Wind blies hier stärker. Es war nicht besonders kalt, die alte Frau fror trotzdem und zerrte den Mantel noch enger um ihren mageren Körper. Dazu gehörte auch ein mageres Gesicht mit tief in die Haut eingegrabenen Falten und eigentlich illusionslosen Augen, deren Blick sich seit einiger Zeit jedoch verändert hatte. Er war wissend, härter und auch lauernder geworden. Cornelia wußte, daß das Böse da war, obgleich sie es nicht erkannte und sie gegen die Leere des Bahnsteigs blickte.

Wirklich leer?

Sie blieb stehen. Eine Bewegung hatte sie aufmerksam werden lassen. Für sie sichtbar stand dort wieder einer der Gepäckwagen. An den beiden breiten Seiten durch Gitter gesichert, vorn und hinten verschlossen ihn feste Platten.

Sie sah die Bewegung im Schatten des Wagens.

Dort stand jemand.

Nein, er ging.

Mit ruhigen Schritten trat er auf den Bahnsteig hinaus, und Cornelia ging noch weiter auf ihn zu, bis sie sicher sein konnte, daß auch er sie entdeckt hatte.

Dann blieb sie stehen.

Sie mußte sich beherrschen, um nicht laut zu schreien. Vor ihr stand er, ja, das war er, das war der Tod.

Der Tod in Gestalt eines Kindes.

***

Cornelia, die Frau vom Bahnhof, rührte sich nicht. Sie mußte diesen Anblick und zugleich den Sturm der Empfindungen erst einmal

verkraften, dann konnte sie etwas unternehmen.

Du mußt dich zur Ruhe zwingen! Du mußt dir nichts anmerken lassen. Du mußt es einfach tun.

Sie öffnete den Mund und holte tief Luft. Jetzt ging es ihr etwas besser.

Das Kind war ein Junge. Vielleicht zwölf Jahre alt, aber keinesfalls älter. Es schien gemerkt zu haben, daß mit der alten Frau etwas nicht stimmte, denn es schaute sie an.

Starr, unbeweglich…

Sie fröstelte unter diesem Blick. Er kam ihr irgendwie geschliffen vor, als wollte er sich direkt in ihre Seele hineinbrennen, um Gewalt über sie zu bekommen.

Noch hatte sie mit dem Jungen kein Wort gesprochen. Noch war es Zeit, sich umzudrehen und zu fliehen. Aber feige war Cornelia noch nie gewesen. Sie hatte den Stürmen des Lebens stets ins Auge gesehen und sich auch mit dem Schicksal abgefunden.

Jetzt wollte sie ebenfalls nicht kneifen.

Der Zug hatte Verspätung. Er kam aus Amsterdam, eine große Strecke lag hinter ihm. Mit monotoner Stimme gab die Ansagerin die Verspätung bekannt. Vorläufig um eine Viertelstunde.

Es war Cornelia eigentlich egal. Sie mußte sich einzig und allein um den Jungen kümmern.

Er war der Tod.

Ihre Augen waren noch gut, deshalb konnte sie auch Einzelheiten aus einer gewissen Distanz erkennen. Alles, was der Junge an Kleidung trug, kam ihr auf einmal nicht normal vor.

Sein Mantel war wie ein Umhang geschnitten. Seine Farbe war dunkel, möglicherweise blau oder schwarz. Da der Wind über den Bahnsteig wehte, spielte er mit den Falten des langen Mantels und wehte ihn von einer Seite zur anderen, als wollte er mit dem Saum des Kleidungsstücks den Bahnsteig fegen.

»Ich muß gehen«, flüsterte sie sich zu. »Ich muß mit diesem Jungen sprechen. Ich will wissen, was er vorhat, und wenn es das letzte ist, was ich in meinem Leben herausbekomme.«

Die einzelnen Sätze hatten ihr selbst Mut gemacht. Bevor sie den ersten Schritt tat, ging ein Ruck durch ihren Körper. Es war wie ein Startsignal, und sie änderte die Richtung auch nicht. Geradewegs näherte sie sich dem Jungen, der sich nicht rührte. Er stand dort wie eine Eins. Er schaute ihr entgegen, seine Haare bewegten sich im Wind wie eine dunkle Matte. Sie waren halblang geschnitten, fielen in die Stirn und fast auch bis über beide Ohren.

Er hielt seinen Kopf etwas schief und dabei gesenkt. So konnte er die alte Frau anschielen, als sie auf ihn zukam. Er tat nichts, er wartete und hatte die Arme vor seiner Brust verschränkt. Der Junge kam ihr

vor, als wüßte er über sie ebenso Bescheid wie sie über ihn, und das war durchaus möglich, denn er gehörte nicht zu den normalen Menschen, auch wenn es so aussah.

In ihrem Alter setzte man die Schritte nicht mehr leichtfüßig. Doch an diesem späten Abend ging Cornelia besonders schwer. Da hatte sie Mühe, einen Fuß vom Boden abzuheben, um ihn dann wieder aufzusetzen. Es war sehr schwer für sie, und sie spürte selbst, wie sie unter einem wahnsinnigen Druck litt.

Ihr Gesicht zeigte keinen Ausdruck mehr. Es war einfach blaß und starr geworden.

Andere Kräfte versuchten, sie zurückzuhalten. Da hatte sich etwas um ihre Beine gelegt, das ihr vorkam wie ein Tentakel aus Schaumstoff, der sich nie richtig um die Waden wickeln würde, weil zwei Seelen in ihrer Brust kämpften.

Einbildung, redete sie sich ein. Das ist alles nur Einbildung. Zeig Stärke. Reiß dich zusammen.

Denk an früher. Denk daran, was du einmal gewesen bist und versuche, das wieder zurückzuholen.

Nur dann kommst du durch, nur dann.

Und sie ging weiter.

Vier Schritte trennten sie noch von dem Jungen. Alles andere war für sie nicht mehr vorhanden.

Man hätte sie ebensogut an den Nordpol stellen können, es hätte zum Kölner Bahnhof keinen Unterschied gemacht. Die Umgebung war uninteressant geworden.

Einen letzten Schritt ging sie vor. Dann blieb sie stehen. Der Junge war jetzt gut zu sehen. Sie konnte sogar Einzelheiten in seinem Gesicht erkennen und prägte sich dessen Mimik genau ein.

War es ein harmloses Gesicht?

Es sah so aus. Aber das Böse hatte es schon immer verstanden, sich hinter gewissen Masken zu verstecken, und dies hier war eine solche Maske, davon ging Cornelia aus.

Die Haut des Jungen wirkte dunkel, weil der Schatten des Wagens auf sein Gesicht fiel. Das Haar hing leicht in die Stirn, dunkle Augen lagen in den Höhlen. Ein weicher Mund und eine kleine, etwas nach oben gebogene Nase gaben dem Gesicht einen mädchenhaften Touch. In der Tat hätte dieser Junge auch ein Mädchen sein können, wofür auch die feingliedrigen Hände mit den langen Fingern standen, die er übereinander und vor seine Brust gelegt hatte.

Der Anblick des Jungen flößte keine Furcht ein. Wer ihn anschaute, mußte ihn für einen sehr lieben Kerl halten, aber Furcht würde niemand vor ihm bekommen. Er vermittelte sogar den Eindruck, vor allem beschützt zu werden.

Cornelia grinste hart. Wie sehr man sich doch täuschen konnte, denn

sie wußte es besser. In dieser Gestalt steckte etwas anderes. Da hatte sich das Böse konzentriert, und es lenkte durch die äußere Maske nur ab. Da der Junge nicht sprach, mußte sie es übernehmen, und Cornelia hatte sich auch einige Sätze zurechtgelegt.

»Ich habe gespürt, daß du hier bist. Ich habe dich gesucht, und ich habe dich auch gefunden. Du kannst dich nicht verstecken. Wer einmal den Keim in sich hat, der wird ihn nie wieder los. In dir steckt der Keim, das weiß ich genau.«

Der Junge lächelte.

Es war nicht einmal verbissen, sondern leicht und locker, als hätte er eine Freundin begrüßt. Dabei beließ er es auch, denn eine akustische Antwort bekam die Frau nicht.

»Ich wußte, daß du schweigen wirst«, sagte sie. »Ja, ich habe es gewußt, doch ich bin nicht gekommen, um aufzugeben. Ich werde dich weiter fragen, denn ich will wissen, was du vorhast und wer du bist? Wo kommst du her? Wer hat dich geschickt? Du mußt etwas Besonderes sein. Ich habe deine Aura gespürt, aber ich weiß nicht genau, was du vorhast. In wessen Auftrag bist du unterwegs?«

Der Junge hob die Schultern.

Cornelia lachte. Daß auf dem Nebengleis ein Zug einfuhr, bekam sie nicht mit. Sie hatte nur Augen für den Jungen, der sich bisher nicht bewegt hatte. Er schaute sie nur aus tiefen, unergründlichen Augen an, als wollte er durch den Blick ihre Seele sezieren.

»Hast du einen Namen?«

Nicken.

»Wie heißt du?« Die alte Frau freute sich, daß sie überhaupt eine Reaktion erhalten hatte.

»Elohim…«

Cornelia traf beinahe der Schlag. Sie breitete die Arme aus und spreizte die Hände. Elohim - so also hieß er. Es war ein hebräischer Name und bedeutete soviel wie Gott oder Götter. Aber das konnte nicht sein. Dieser Junge war kein Gott - oder war er ein Götze?

Kälte kroch in ihren Körper. Es war ein Rieseln, als würde ihr Blut allmählich erkalten und sich dabei mit zahlreichen kleinen Eiskörnern füllen.

Sie wiederholte den Namen.

Der Junge lächelte. »Kennst du mich?«

»Nein…«

»Oder haben dich die anderen geschickt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Welche anderen?«

»War nur eine Frage.«

»Gib mir die Antwort.«

»Nie!«

Sie wußte nicht mehr weiter. Sie war irritiert. Sollte sie sich in dem

Jungen getäuscht haben? Stand er nicht auf der Seite der Dämonen? Zweifel strahlten in ihr hoch, und sie schaute ihn sich sehr genau an. Auch jetzt noch spürte sie die Aura, die von ihm abstrahlte, die sie nicht erfassen konnte, aber sie merkte auch die geistige Blockade, die der Junge aufgebaut hatte. Er wollte sich nicht fangen lassen, er wollte sein Geheimnis für sich behalten.

»Du fährst weg, nicht?«

»Ich warte auf den Zug.«

»Wo willst du hin?«

»In ein anderes Land.«

»Ist es die Schweiz?« Cornelia wußte ja, wo der Zug hinfuhr.

»Kann sein.«

»Was willst du dort?«

»Du solltest jetzt gehen, alte Frau. Es ist nicht gut, wenn du zu lange in meiner Nähe bleibst. Ich will es nicht, verstehst du das? Tu mir den Gefallen und geh jetzt. Laß die Dinge ruhen. Rühre sie nicht an, falls dir dein Leben etwas wert ist.«

Cornelia atmete tief durch. »Das hörte sich an wie eine Drohung. Wolltest du mir drohen?«

»Nur warnen.«

»Das hast du getan, Kleiner. Aber ich lasse mich nicht herumkommandieren. Du bist etwas anderes, du bist auch eine Gefahr. Ich werde dich mitnehmen und…«

»Du wirst nichts!«

Er hatte nur diese drei Worte gesagt und sie dabei angeschaut. Seine Augen veränderten sich. Um die blauen Pupillen herum zeigten sie plötzlich ein sehr helles, kaltes und gleichzeitig strahlendes Weiß, so daß die alte Stromerin Furcht bekam. Sie duckte sich, als hätte sie jemand geschlagen. Sie spürte die andere Kraft, die gegen und in sie hineindrang. Ihr schwindelte, und sie sah mit einemmal die zweite Gestalt, die bisher hinter der Vorderseite des Gepäckwagens gelauert hatte. Lautlos verließ sie ihren Platz und stellte sich hinter dem Jungen auf wie eine Wächterin.

Cornelia hatte die Frau noch nie zuvor gesehen, aber sie fürchtete sich plötzlich.

Sie war groß, wirkte alterslos, ihr Haar war zusammengebunden. Sie wirkte in dieser Haltung sehr männlich, und von ihr strahlte der Hauch des Todes ab.

Cornelia hob die Hand. Sie spreizte die Finger, als müßte sie die Person abwehren. »Wer… Wer bist du…?«

»Ich begleite ihn.«

»Du bist eine Teufelin!«

»Hör auf zu schreien!«

Cornelia hörte nicht auf. »Du bist eine Teufelin. Das merke ich sehr

deutlich. Du bist eine Person, in deren Zentrum das Böse steckt. Du… du… bist…« Sie verstummte, und gleichzeitig veränderte sich ihre Haltung. Zuerst streckte sie sich, stellte sich dabei auf die Zehenspitzen und kippte dann zur Seite, wobei sie einen Arm ausstreckte, um sich am Gepäckwagen festzuhalten.

In dieser Haltung blieb sie stehen. Nichts hatte sich bei dem Jungen und der Frau verändert. Sie standen noch da wie zuvor und schauten die Stromerin an.

Cornelias Herz schlug härter.

Dann schneller…

Es waren Bewegungen, die sie kannte. Sie hatte es hin und wieder am Herzen, es aber nie so stark gespürt wie in diesem Augenblick. Die einzelnen Schläge erinnerten sie an schwere Hämmer, die gegen ihr Innerstes krachten.

Und jeder Schlag wurde von einem Stich begleitet, als hätte ihr jemand eine lange Nadel durch den Körper gestoßen. Sie hörte den Jungen sprechen. Seine Stimme drang wie gefiltert an ihre Ohren.

»Was ist mit der Frau, Dagmar?«

Dagmar strich mit einer Hand über das dunkle Haar des Jungen. »Ihr Herz, Elohim, sie hat ein schwaches Herz…«

»Und weiter?«

»Sie wird sterben.«

»Jetzt und hier?«

»Wahrscheinlich…«

Cornelia hatte die Worte gehört und wollte sie nicht wahrhaben. Weit öffnete sie ihre Augen und versuchte, gegen diesen irren Druck anzukämpfen, was ihr nur nicht gelang. Die anderen Kräfte in ihr waren stärker. Ihr Herz schlug noch, aber der Rhythmus hatte sich verändert. Er war holprig geworden und nicht mehr zu kalkulieren. Nie hätte Cornelia gedacht, daß sie einen Infarkt so intensiv erleben würde. Das war doch normalerweise nicht möglich, bei ihr schien es so zu sein, daß sie sich noch auf jeden Schlag konzentrieren mußte, weil es ihr eine fremde, andere und für sie nicht begreifbare Kraft befahl.

Ihr wurde übel.

Vom Magen her zog der Druck hoch. Er stemmte sich in ihre Kehle, und Cornelia hatte den Willen, sich zu übergeben, was sie allerdings nicht schaffte.

Es war grauenhaft. Sie merkte, daß sie schwerer wurde. Die Beine hielten ihr Gewicht nicht. Ein nahezu teuflischer Schmerz raste durch ihre Brust und sorgte dafür, daß sich alles in ihr zusammenzog, so daß ihr Herz nicht mehr schlagen konnte.

Mit dem Schmerz kam der Luftmangel.

Sie röchelte wie ein Tier. Die Beine gaben ihr nach. Kraft rann aus

ihrer rechten Hand, mit der sie sich bisher noch am Wagen festgehalten hatte.

Dann sackte sie zusammen.

Schaum stand plötzlich vor ihrem Mund. Während des Falls würgte sie die Zunge hervor, die auch zwischen ihren Zähnen hängenblieb, als hätte man sie dort festgeklebt.

Die alte Frau mit dem Zweiten Gesicht fiel auf den Bauch. Kurz vor dem Aufprall schlug sie noch mit dem Kopf gegen den Rand des Gepäckwagens.

Regungslos blieb sie liegen.

»Ist sie tot?« fragte der Junge.

»Moment.« Dagmar bückte sich. Innerhalb von Sekunden hatte sie die Stromerin untersucht. »Ja, sie ist tot, mein Lieber.«

Elohim nickte nur…

***

In den nächsten dreißig Sekunden geschah nichts. Beide so unterschiedliche Personen standen da und schauten auf den starren Körper. »Ihr Herz war eben zu schwach«, sagte Dagmar.

»Stimmt.«

»Hast du Angst?« Sie umfaßte ihren Schützling, drückte ihn an sich und spürte, wie er unter seinem Mantel zitterte.

»Sie hat mich erkannt.«

»Nein, mein Kleiner, nein, sie hat dich nicht erkannt. Sie glaubte, dich erkannt zu haben.«

»Ist das denn ein Unterschied?«

»Ein großer sogar.«

»War sie eine von ihnen?«

Dagmar schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Nein, sie war bestimmt keine von ihnen, obwohl man sich da auch täuschen kann. Es ist gut, daß wir jetzt fahren.«

»Und die Frau?«

»Ich werde für sie sorgen. Man darf sie so schnell nicht finden.« Dagmar ließ den Jungen los. Sie schaute über den Bahnsteig hinweg nach vorn. Da sie und der Junge fast an seinem Ende standen, hielten sich hier keine Reisenden auf. Weiter vorn jedoch, wo der Zug aus Amsterdam einfahren würde, hatten sich schon einige Reisende versammelt, denn in wenigen Minuten würde er einlaufen.

Bis dahin mußte Dagmar alles erledigt haben.

»Du tust nichts, mein Lieber. Du hältst dich am besten zurück. Überlaß alles mir.«

»Ja, Dagmar.«

Die hochgewachsene Frau, deren Haar in der Dunkelheit des Bahnsteigs einen undefinierbaren Glanz bekommen hatte, wußte

genau, was sie tat. Zudem gehörte sie zu den Menschen, die nicht so leicht die Nerven verloren. Ein rascher Rundblick zeigte ihr, daß sie auch von den Nachbarbahnsteigen nicht beobachtet wurde, dann erst bückte sie sich und packte die Leiche mit beiden Händen an.

Es machte ihr nichts aus, den starren Körper unter den Wagen zu schieben, als wäre er nicht mehr als eine alte Plane. Dort unten war das Versteck sicher. Da würde er in den nächsten Stunden bestimmt nicht entdeckt werden.

Elohim schaute zu. Er hielt den Kopf leicht gesenkt. Seine Augen hatten sich wieder normalisiert.

Das Weiße um die Pupillen herum war verschwunden. Vorhin hatte er seltsam geschaut, als hätte er etwas gesehen, das nicht in dieser Welt zu finden gewesen war, sondern in einer anderen Dimension, wo die normalen Naturgesetze aufgehoben worden waren.

Dagmar erhob sich wieder und rieb ihre Handflächen gegeneinander. »So«, sagte sie, wobei ihre Stimme zufrieden klang. »Das hätten wir geschafft, mein Junge.«

»Sollen wir jetzt gehen?«

Die Gouvernante lächelte. »Aber sicher doch. Der Zug wird bald einlaufen. Wir stellen uns dorthin, wo auch die anderen warten. Unser Abteil ist reserviert.«

»Gern, Dagmar. Eigentlich ist es schade um sie, wenn sie nicht zu den anderen gehörte.«

»Was soll es dich kümmern? Denk immer daran, daß du etwas Besonderes bist.«

»Wie mein Vater?«

»Ja, wie dein Vater.«

Die Erinnerung an ihn ließ den Jungen aufseufzen. Dann spürte er, wie Dagmar nach seiner Hand faßte und einen leichten Druck ausübte. Mit der anderen hatte sie den Bügel der großen Reisetasche umfaßt, und so gingen zwei Menschen, die aussahen wie Mutter und Sohn, gemeinsam den Bahnsteig entlang.

Der Zug rollte bereits in den Bahnhof ein. Sie sahen das Licht an der Lok, die hinter sich eine Schlange aus Schlafwagen herführte.

Dröhnend rollte das Ungetüm über den Gleiskörper. Wind schwappte über Dagmar hinweg. Dagmar hielt den Jungen noch immer fest. Sie hatte ihren Kopf leicht erhoben und schaute nach vorn, auf die Wagen des Zuges.

Ihre Gedanken jedoch bewegten sich in eine ganz andere Richtung. Sie dachte an die lange Fahrt durch die Nacht. Sie dachte an die Verfolger, und sie wußte, daß ihnen auch der Zug keine Sicherheit bot.

Bestimmt würde noch etwas passieren, bevor sie ihr Ziel hoffentlich gesund erreichten.

Es lag in der Schweiz, im oberen Engadin, nur wenige Kilometer von St. Moritz entfernt.
Pontresina hieß der Ort…

***

Schnee, ein lupenreiner, blauer Himmel, dazu Berge wie gemalt, eine noch intakte Umwelt, wenigstens war das Gegenteil angeblich noch nicht bewiesen worden, Sonne am Himmel, der durch sie noch einen, zusätzlichen Glanz bekam, ein Wetter zum Skifahren, zum Faulenzen oder einfach nur, um durch den Schnee zu wandern.
Urlaub total!
Und das für mich, John Sinclair, Geisterjäger, Oberinspektor und Junggeselle in einem.
Das war kaum zu fassen.
Eine Woche mal locker sein, eine Woche im Schnee, hoffentlich sieben Tage Sonne.
Das hatte der Wetterbericht versprochen, und ich hatte beschlossen, ihm zu trauen.
Jetzt wird sich natürlich jeder Leser fragen, wie ich an den Urlaub gekommen war?
Ganz einfach. Da war jemand gewesen, der mir einen Stoß gegeben hatte. Eine Frau, deren Faszination mich immer wieder in den Bann zog. Sie hatte mich angerufen und mir erklärt, daß sie mit mir nach Pontresina, in die Nähe von St. Moritz, fahren wollte.
Ich hatte zugestimmt.
Spontan und weil ich es leid bin, hinter Dämonen und anderen Wesen herzujagen. Sollten mir doch der Teufel und seine Vasallen ebenso gestohlen bleiben wie Mallmann mit den Vampiren und Hexen. Ich hatte meinen Koffer gepackt und war gefahren.
Sehr zur Überraschung meiner Freunde, die mir so etwas nicht zugetraut hätten.
Ehrlich gesagt, ich mir selbst auch nicht. Und ich hatte ihnen auch nicht verraten, wem ich diesen Urlaub verdankte.
Die Frau hieß Jessica Long!
Sie war eine Künstlerin, sie war ein Geschöpf, das mich vom Hocker riß. Wir wußten beide genau, was wir voneinander zu halten hatten, und wir hatten deshalb einen Kompromiß geschlossen.
Wir wollten Unsere Beziehung ziemlich locker lassen und sie - wenn möglich - geheimhalten.
Ich wollte keinen Ärger mit Glenda Perkins und Jane Collins. Ihre spitzen Bemerkungen hätten mich immer wieder getroffen und wären mir wie kleine Nägel in die Seele gedrungen.
Ich wollte Ruhe - und Jessica.
So waren wir dann bis Zürich geflogen, hatten uns dort einen kleinen

BMW als Leihwagen gemietet und waren nach Pontresina gefahren, in ein Hotel, das noch aus dem letzten Jahrhundert stammte und mächtige Neoklassizistische Fassaden aufwies, in seinem Innern jedoch mit modernstem Komfort ausgestattet war.

Die erste Nacht lag hinter uns, und wir konnten überlegen, wie wir die sieben Tage herumkriegten.

Ganz neu war mir die Gegend nicht. Etwa fünfzehn Kilometer, am anderen Ende des Tals, lag der Ort Sils Maria. Dort hatte ich vor einigen Monaten zusammen mit meinem russischen Freund Wladimir Golenkow das Grauen im Grand Hotel erlebt und dachte jetzt noch mit gelindem Grauen an dieses Abenteuer.

Das würde mir diesmal nicht passieren…

Jedenfalls hoffte ich es.

Wir hatten hervorragend gefrühstückt, dann war Jessica verschwunden. Sie wollte noch Sonnencreme mit einem hohen Lichtschutzfaktor einkaufen und für ihre Kamera einen neuen Film besorgen.

Außerdem brauchte sie einen Schal.

Keinen Schritt zuviel im Urlaub, das hatte ich mir vorgenommen und an diesem Morgen bereits damit begonnen.

Jessica war allein gegangen, und ich hatte es mir so lange in einem Liegestuhl bequem gemacht. Er stand an der zum Süden hin ausgerichteten Rückseite des Hotels mit der Krone, wo sich auch der große Pool ausbreitete, der um diese Zeit allerdings zugefroren war und nun als Eisbahn diente.

An einer Seite des Pools standen die Liegestühle. Decken lagen bereit, denn im Schatten war es ziemlich kalt. Die Stühle waren zum Süden hin ausgerichtet, damit die Sonne ihre Kraft entfalten konnte, wobei man an das Ozonloch lieber nicht dachte.

An diesem Morgen strahlte der Himmelskörper noch im Osten. Ich hatte meinen Liegestuhl so gedreht, daß ich mich der wunderbaren Wärme hingeben konnte und süffelte an einem Glas Wein, das ich mir von einem Ober hatte bringen lassen.

Ein herrliches Leben!

Wann konnte ich schon derartige Vormittage dermaßen genießen? Mir fehlte daran die Erinnerung.

Ich grinste in mich hinein, als ich daran dachte, was meine Freunde in London wohl dazu sagen würden, wenn sie mich in dieser lässigen Haltung sahen.

Die hielten mich glatt für verrückt.

Das aber war ich nicht. Ich hatte nur beschlossen, alles richtig zu genießen.

Die Sonne schien schon ziemlich warm. Es war März, der Frühlingsanfang stand vor der Tür, aber hier, in knapp 1800 Meter

Höhe, war noch tiefer Winter, auch wenn der Schnee tagsüber etwas taute, aber nachts wieder fror, da die Temperaturen unter den Gefrierpunkt sanken.

In Werbeprospekten von St. Moritz ist oft genug von der Champagnerluft geschrieben worden. Darüber hatte ich immer gelacht. An diesem Morgen aber erlebte ich sie. Die Luft schien wirklich leicht und prickelnd wie Champagner zu sein. Sie umflorte mich, und ich hatte das Gefühl, sie nicht nur atmen, sondern auch trinken zu können. Dieser Urlaub schien sich zu einem gottvollen Erlebnis zu entwickeln, zumal ich ja von einer Frau, die fast den Körper einer Göttin hatte, begleitet wurde.

Jessica Long war Künstlerin. Sie arbeitete mit Puppen und auch mit alltäglichen Dingen, die andere schon längst auf den Müll geworfen hätten. Ihre Wohnung unter dem Dach, die gleichzeitig ihr Atelier war, konnte man als einzige Performance ansehen. Überall standen ihre Werke, die manchmal farbenfroh, dann wiederum absolut traurig wirkten, wenn sie die Realitäten des Alltags mit den Augen der Künstlerin betrachtete und vor allen Dingen die Umwelt mit einbezog.

Jessica war anerkannt, sie hatte schon einige Ausstellungen hinter sich und gut verkauft.

Gemeinsam hatten wir schon einige harte Abenteuer erlebt. Bei einem dieser Fälle, im Horrorrestaurant, hatte ich sie kennengelernt und sie praktisch aus den Klauen von Ghouls gerettet. Danach hatte sie selbst Ärger bekommen und erfahren müssen, wie es war, wenn sich Dämonen in ihre Arbeit einmischten. Schließlich war es uns gemeinsam gelungen, den tödlichen Puppenzauber zu stoppen.

Ich hatte die Brille mit den dunklen Gläsern aufgesetzt, lag im Liegestuhl, über meine Beine eine Decke geschlungen und genoß die Wärme und auch die Stille.

Vom Ort her hörte ich kaum etwas. Hin und wieder trug der Wind das Geräusch eines in den Bahnhof fahrenden Zugs an meine Ohren, aber daran hatte ich mich schnell gewöhnt.

Hinzu kam die Windstille. Trotz der Höhe war der Wind kaum zu merken. Wenn er mal über die schneebedeckten Grate der Dreitausender hinwegwehte, dann nur mehr als ein laues Lüftchen, das mein Gesicht liebkosend streichelte.

Ich hörte Schritte.

Eigentlich war ich schon jetzt zu faul, um den Kopf zu drehen. Ich tat es trotzdem und sah eine Frau im roten Pullover auf mich zukommen. Die große Sonnenbrille verdeckte einen Teil ihres Gesichts.

Das schwarze Haar hatte sie nach hinten gedrückt und ein rotes Stirnband hineingebunden, damit es hielt.

Zwei Stühle neben dem meinen ließ sie sich nieder und nickte mir zur Begrüßung kurz zu.

Ein Ober war ihr gefolgt. Auf einem Tablett trug er ein mit Champagner gefülltes Glas. Er stellte es auf dem kleinen Tisch neben ihrem Stuhl ab und zog sich zurück.

Die Frau trug zum Pullover eine schwarze Steghose. Sie atmete hörbar auf, als sie sich auf den Stuhl legte, zum Glas griff, einen Schluck nahm und ihr Gesicht der Sonne zudrehte. Eingecremt hatte sie sich schon vorher.

Ich schielte mit dem linken Auge zu ihr hin. Sie war ungefähr in meinem Alter, ziemlich schlank gewachsen, aber mit kräftigen Oberschenkeln, über die sich der Hosenstoff straff spannte.

Ich nippte an meinem Wein und wartete darauf, daß Jessica zurückkehrte. Beim Frühstück hatte sie mir erklärt, wie der Tag ablaufen würde. Sie und ich sollten einen Spaziergang machen, um uns an die Höhe zu gewöhnen. Ob wir uns einen Tag später Skier leihen würden, um es mit einem Langlauf zu probieren, wollten wir erst dann entscheiden.

Alles sah nach Urlaub aus.

Rauch kitzelte meine Nase. Die Frau neben mir hatte sich eine Zigarette angezündet. Sie blies die Wolken hörbar in die herrlich klare Luft.

Fast schon eine Sünde.

Dann sprach sie mich an. »Sind Sie zum erstenmal hier?« Sie redete Deutsch, allerdings mit einem leicht italienischen Akzent.

»Ja.«

»Ich nicht. Das ist bereits mein zweiter Urlaub hier.« Dann lachte sie. »Was heißt Urlaub…?«

Sie ließ den Satz so im Raum stehen, und ich erkundigte mich erst nach einer Weile, was sie damit gemeint hatte.

»Es war nur dahingeredet. Vergessen Sie es. Oder wollen Sie auch andere treffen?«

»Wie bitte?«

»Keine…«, sie zögerte etwas, »Freunde? Oder soll ich besser sagen, Gleichgesinnte?«

Ich begriff sie nicht. »Wie man's nimmt.«

»Ist ja auch nicht schlimm. Ich heiße übrigens Franca Simonis.«

»Angenehm. Sinclair, John Sinclair.«

»Engländer.«

»Richtig.«

Sie lachte. »Hier sind viele Engländer. Im Gegensatz zu den Amerikanern. Die fahren woanders hin. Ist auch nicht schlimm, so haben wir Europäer wenigstens unsere Ruhe.«

»Mögen Sie keine Amerikaner?«

»Sie sind mir zu laut.« Die Frau trank einen Schluck. Ich sah, daß ihre Fingernägel einen blutroten Lack zeigten. Dann stöhnte sie

plötzlich auf und beschwerte sich darüber, daß es ihr in dem Pullover zu warm wurde.

»Ja, die Strahlen, sind ziemlich heiß.«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich den Pullover ausziehe?«

»Nein, im Gegenteil.«

»Danke.«

Sie setzte sich aufrecht, griff den Pullover am Saum und streifte ihn über ihren Kopf.

Sie war darunter nicht nackt gewesen. Das Oberteil eines knallroten Bikinis bedeckte ihre Brust. Es war mit einem tiefen Ausschnitt versehen, und beide Körbchen hatten schon einiges zu halten. Gelassen begann sie damit, sich den Oberkörper einzureiben und bat mich schließlich, bei ihrem Rücken das gleiche zu tun.

Ich wollte nicht ablehnen, stand auf und ging zu ihr. Sie hatte die Sonnenbrille abgenommen und schaute mich aus ihren beinahe dunkelblauen Augen an. Dabei lächelte sie.

»Ist etwas mit mir?« fragte ich.

»Nein, nein, alles in Ordnung.« Sie drehte sich und legte sich auf den Bauch.

Ich träufelte einen dicken Tropfen aus der Flasche in meine Handfläche und betrachtete den Rücken der Frau, der mir wie modelliert vorkam. Als ich damit anfing, die kühle Flüssigkeit zu verteilen, bekam sie eine Gänsehaut und lachte leise auf. »Ja, Herr Sinclair, das tut gut. Das ist wunderbar.«

»Sagen Sie ruhig John zu mir.«

»Dann bin ich Franca.«

»Gern.«

Ihre Steghose behielt sie an. Ich traute mich auch nicht, sie zu bitten, sie auszuziehen. Zudem dachte ich an Jessica Long. Wenn sie jetzt zurückkehrte und mich dabei erwischte, wie ich eine fremde Frau eincremte, würde sie bestimmt begeistert sein.

Deshalb beeilte ich mich auch und hörte hin und wieder ein sanftes Schnurren, als würde eine Katze neben mir liegen und sich wohlig entspannen. »Sie machen das hervorragend, John, wie ein Profi. Haben Sie Ihre Erfahrungen gesammelt?«

»Nein, ich bin ein Naturtalent.«

»Toll, daß es so etwas gibt.«

Ich hatte noch einmal einen Tropfen Creme nachgeschoben und ihn auf dem Rücken verteilt. Jetzt war sie dort geschützt, wo sie hatte eingecremt werden wollen.

Schwungvoll drehte sie sich wieder herum, als ich die Flasche zuschraubte. Dabei rückte sie die Sonnenbrille hoch und lächelte mich an. Ich hatte das Gefühl, als wollte sie mir ihre Augen bewußt nicht zeigen. Irgendwie strahlte diese Person etwas Geheimnisvolles ab, mit

dem ich nicht so leicht fertig wurde.

»Danke, John.«

»Keine Ursache. Das habe ich gern gemacht.«

»Ich werde mich heute abend an der Bar revanchieren.« Sie räusperte sich. »Ich will ja nicht indiskret sein, aber wie lange haben Sie vor, hier in Pontresina zu bleiben?«

»Nur eine Woche.«

»Das ist kurz.«

»Ich weiß.«

Sie lachte und fuhr durch ihr Haar. »Aber ich bleibe auch nicht länger. Sieben Tage ausspannen, das tut mal ganz gut.« Sie drehte den Kopf zur anderen Seite, zum Hotel hin und legte sich wieder hin.

Auch ich schaute gegen die Rückseite.

Vor der mächtigen grauen Fassade stand eine Frau, die zu uns hinüberschaute.

Es war Jessica Long!

Ich wußte nicht, wie lange sie sich dort schon aufgehalten hatte, aber ich bekam einen roten Kopf, hörte auch, wie Franca fragte: »Gehört die Dame zu Ihnen?«

»Ja.«

»Gratuliere.«

»Wieso?«

»Sie ist sehr hübsch und auch sehr interessant, schätze ich.«

»Da kann ich nicht widersprechen.« Ich erhob mich und winkte Jessica zu.

»Bis heute abend, nicht?« sagte Franca zum Abschied.

»Natürlich.« Ich warf einen Blick auf ihr Gesicht und sah wieder das geheimnisvolle Lächeln auf ihren Lippen, das ich irgendwie nicht einordnen konnte.

Benahm sich so eine normale Frau. Oder lief da wieder etwas in die verkehrte Richtung?

Nein, um Himmels willen nicht. Ich wollte meine Ruhe haben und nichts von irgendwelchen Fällen hören.

Jessica erwartete mich. War Franca der Traum in Schwarz, war sie der Traum in Rotblond. Zudem stand sie ziemlich günstig. Das Licht der Sonne streichelte ihr Haar und badete es in seinem Schein.

Es zauberte zahlreiche Reflexe auf die breite Pracht, die bis zu den Schultern fiel, denn Jessica trug das Haar offen. Die blaue Parkajacke stand ihr ausgezeichnet. Sie war von innen ebenso mit Fell gefüttert wie die Kapuze. Die weiße Hose endete in blauen Schuhen, halbhoch, ebenfalls mit Fell gefüttert. Für einen Moment kam mir der Verdacht, als stünde die Herrin vor ihrem Schloß, denn die Rückseite des Hotels wies diese Eigenschaft auf. Sie hielt die Hände in den Taschen vergraben und lächelte mir zu. »Na, hast du dich gut amüsiert?«

Ich mußte blinzeln, weil ich die Sonnenbrille abgenommen hatte. »Wie kommst du darauf?«

»Wer dich mit einer derartigen Aufgabe betraut, der kann sich nur amüsieren.«

»Ich konnte die Bitte eben nicht abschlagen.«

»Aha.«

»Eifersüchtig?« fragte ich.

Sie senkte den Blick und verwandelte ihn in einen Vorwurf. »Ich bitte dich, John, wo denkst du hin. Es war nur eine ganz normale Frage, mehr nicht.«

»Und die Frau war ein normaler Hotelgast.«

»Ich sah sie bereits gestern abend.«

»Und weiter?«

Jessica schob die Unterlippe vor. »Nichts weiter. Sie fiel mir nur auf, das ist alles.«

Ich drehte mich um. Franca hatte sich wieder hingelegt, um Sonnenlicht zu tanken. Mein Blick glitt über sie hinweg und verfing sich an den schneebedeckten Graten der Berge. Die Luft war so wunderbar, die Landschaft stand in einer seltenen Klarheit vor meinen Augen, als wäre sie extra für mich hingestellt worden.

»Eigentlich wollten wir ja einen kleinen Spaziergang machen«, erinnerte mich Jessica.

»Immer doch. Wohin?«

Sie hob die Schultern. »Ich hatte im Gegensatz zu dir Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken. Wir gehen in Richtung St. Moritz, über den See hinweg, dann nehmen wir den nächsten See und landen irgendwann einmal in Sils Maria, wo du ja auch schon zu tun hattest.«

»Bingo.«

»Einverstanden?«

»Sicher.«

Sie nahm meinen Arm. »Dann komm. Wenn ich schon Urlaub mache, möchte ich etwas von den Tagen haben.«

»Wem sagst du das, Jessica!« Ich lächelte in mich hinein und dachte daran, daß alles wie ein Traum war. Wie lange hatte ich keinen Urlaub mehr gemacht, keinen richtigen? Jetzt war die Chance da.

Einfach mal die Seele baumeln lassen, spazierengehen, in den Tag hineinleben und sich wohl fühlen.

Es war beinahe zu schön, um wahr zu sein…

***

Dagmar war mit dem Jungen eingestiegen und hatte ihn vorgehen lassen. Ein lächelnder Wagenbegleiter erwartete sie, grüßte höflich und fragte, ob er ihnen behilflich sein könnte.

»Ja, bitte. Unser Abteil…«

»Wenn Sie mir die Nummern sagen.«
»Das sind vierundsechzig und fünfundsechzig.«
»Die beiden Plätze liegen in der Mitte.«
»Dann finden wir sie auch, danke.«
Dagmar trug den Koffer, während Elohim dicht hinter ihr ging. Im Vergleich zu draußen herrschte im schmalen Gang eine beinahe bullige Hitze. Nicht alle Abteile waren schon belegt. Viele Türen standen offen, auch die zu ihrem Abteil, wo Dagmar sofort die Heizanlage herunterdrehte, damit warme Luft durch kalte ausgewechselt werden konnte. »In der Hitze kann ja niemand schlafen.«
»Das stimmt.«
Dagmar lächelte ihrem Schützling zu, der sich auf das untere Bett gesetzt hatte und vor sich hinstarrte. Sie wuchtete die Reisetasche hoch in die Gepäckablage und ließ ihre sackähnliche Umhängetasche zu Boden gleiten.
»Wo möchtest du schlafen, Elohim?«
»Oben?«
»Meinetwegen.«
»Wenn ich schlafen kann.«
»Irgendwann fallen dir die Augen zu, glaub es mir.«
Elohim hob die Schultern. Er trat ans Fenster und befreite es von dem Rollo. Als es nach oben fuhr, konnte er auf den Bahnsteig schauen, und er dachte wieder an die tote Frau unter dem Gepäckwagen. Sie war von Dagmar weit unter das Gefährt geschoben worden. Er hörte, wie sie kam und sah auch ihren Schatten in der Scheibe. Dicht hinter dem Jungen blieb sie stehen. Ihr Atem berührte sein Haar.
»Du weißt, woran ich denke?«
»Natürlich. Aber mach dir keine Sorgen. Man wird sie so schnell nicht finden, und wenn sie in den Morgenstunden entdeckt wird, dann wird sich die Todesursache als Herzschlag herausstellen. Da brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen.«
Elohim nickte. »Um sie auch nicht.«
»Sondern?«
»Mehr um ihr Wissen. Sie… sie hat etwas gespürt. Ich frage dich, wer sie war?«
»Eine Pennerin.« Die Antwort klang verachtend.
»Nicht nur«, flüsterte der Junge und schaute gegen die Scheibe, wo sich sein Gesicht wie ein Schatten abmalte. »Da war noch etwas anderes, Dagmar, das weißt du genau.«
»Deshalb lebt sie auch nicht mehr.«
»Sie hat das Zweite Gesicht besessen.«
»Stimmt.«

Er sprach weiter. »Es gibt nur wenige, die das Zweite Gesicht haben. Ich… ich fürchte mich nicht gerade, aber ich habe das Gefühl, daß sie uns auf der Spur sind.«
»Glaubst du das?«
»Ja. Und deshalb fühle ich mich nicht sicher. Auch nicht in diesem Zug, Dagmar. Wir sind noch lange nicht am Ziel. Vor uns liegt eine Nacht, liegen schlimme Stunden.«
»Nein, Elohim.«
»Warte es ab.« Er schwieg, schaute auf den Bahnsteig, und beide spürten sie den Ruck, als sich der Zug in Bewegung setzte. Es sah so aus, als würde der Bahnsteig vor ihnen davonhuschen und einfach weg in die Dunkelheit gleiten.
Elohim drehte sich um.
Dagmar stand vor ihm. Sie war sehr groß und wirkte wie ein Felsen, der alle Unbillen von ihm abhalten wollte.
Sie lächelte, nickte und flüsterte: »Jetzt sind wir weg.«
»Willst du dich hinlegen?«
»Noch nicht.«
»Ich kann nicht schlafen.«
»Bitte, warte es ab.«
Sie hatten die Abteiltür geschlossen und schraken zusammen, als diese aufgezogen wurde. Der Zugbegleiter stand auf der Schwelle. Er war ein junger Mann mit dunklen Haaren, die er glatt nach hinten gekämmt trug. Er bat um die Ausweise und auch darum, daß die Zollerklärungen ausgefüllt wurden.
»Das mache ich sofort.« Dagmar schrieb und erklärte, daß sie nichts zu verzollen hatten. Der Mann bekam auch die Ausweise, bedankte sich mit einem Nicken und erkundigte sich dann, ob sie etwas zu trinken wünschten und wann das Frühstück gebracht werden sollte.
Sie entschieden sich für acht Uhr.
»Okay. Und Getränke?«
»Möchtest du?«
Der Junge hob die Schultern. »Limonade?«
Er zählte einiges auf.
Elohim entschied sich für eine kleine Flasche Bitter Lemon, während Dagmar einen Sekt nahm.
»Danke. Wird gleich gebracht.«
Als der Mann das Abteil verlassen hatte, schaute Elohim lange gegen die Tür.
»Ist was?« flüsterte Dagmar.
»Nein.« Es klang beruhigend. »Er ist normal.«
»Nicht alle sind wissend. Nur sehr wenige.«
Elohim schaute sie an, als wollte er ihren Worten nicht glauben. Dann drehte er den Kopf und suchte die Wände zu den beiden

Nachbarabteilen ab. »Wer sie wohl sein mögen?« murmelte er.

»Normale Reisende.«

»Hoffentlich.«

Sie lachte und nahm ihn in die Arme. »Keine Sorge, wir werden es schaffen. Morgen früh, das heißt gegen Mittag, sind wir in Sicherheit. Dann sind wir unter uns.«

»Ja - vielleicht.«

»Zweifelst du daran?«

»Erst wenn ich dort bin, fühle ich mich sicherer.« Er strich sein Haar zurück. »Hier nicht. In diesem Zug bin ich in einem fahrenden Gefängnis. Da komme ich so leicht nicht weg.«

»Stimmt, wenn man die Meinung hat, die du vertrittst. Aber so ist das nicht. Du kannst die Zufälle auf dem Bahnhof nicht zusammenzählen. Er wird beim einzigen bleiben.«

Er nickte.

Dann kam der Zugbegleiter und brachte das Bestellte. Er wollte erst am nächsten Morgen zusammen mit dem Frühstück kassieren und wünschte eine gute Nacht.

»Danke, die werden wir wohl haben«, erwiderte Dagmar lächelnd, während ihr Schützling sich seiner Meinung enthielt.

Er drehte den Verschluß der Flasche ab und ließ das Prickelwasser in ein Glas laufen. Nachdenklich schaute er dabei auf die zerplatzenden Blasen an der Oberfläche. Er spürte den Strom in seinem Körper, der nicht aufhören wollte und sogar die Spitzen seiner Finger erreichte. Von Dagmars Sicherheitsdenken hatte er sich nicht anstecken lassen. Der Vorfall auf dem Bahnhof war schlimm genug gewesen.

Die Frau trank einen Schluck und stöhnte wohlig auf. »Ah, das hat wirklich gutgetan«, sagte sie, als das Glas fast leer war. »Diese Luft hier ist einfach zu trocken, findest du nicht auch?«

Er hob die Schultern.

Dagmar faßte danach. »Meine Güte, Junge, was hast du denn? Was ist mit dir los?«

»Nichts.«

»Doch!«

Er drehte den Kopf, weil draußen Lichter vorbeihuschten. Der Zug rollte bereits durch eine Stadt.

Sie würden bald in Bonn halten, einige der wenigen Stationen, wo er stoppte. »Die Dunkelheit ist voller Lichter«, flüsterte er, »sie ist geheimnisvoll, und sie schafft es, meine Feinde zu verbergen.«

»Kein Feind ist in deiner Nähe. Und wenn doch, dann bin ich auch noch da.«

In seinen Augen strahlte es. »Das weiß ich doch!« flüsterte er und umarmte die Frau. Es war eine spontane Reaktion. Elohim mußte sich auf Dagmar verlassen, ohne sie war er verloren. Sie war seine einzige

Stütze, und sie hatte ihm auch geholfen, als die Frau mit dem Zweiten Gesicht erschienen war.

Er sah dabei nicht, wie Dagmar lächelte. Es war kein gutes Lächeln, sondern kalt und wissend. Und es verschwand erst von ihren Lippen, als der Zug hielt.

Der Junge blickte nach draußen. Er war ziemlich unruhig. Mit den Fingerspitzen fuhr er die Scheibe von oben nach unten und schaute auf die von ihm hinterlassenen Streifen. Manchmal bewegte er auch den Mund, ohne allerdings etwas zu sagen.

Der Bahnhof war wie tot. Kein Mensch saß auf den Bänken. Ein Bediensteter eilte an den Wagen vorbei. Er wurde von einem Fahrgast angesprochen und gab diesem Auskunft. Der Mann trug einen langen Mantel und einen dunklen Hut auf dem Kopf. Da er zusätzlich im Schatten stand, war von seinem Gesicht nichts zu erkennen. In der rechten Hand hielt er eine Zeitung, mit der linken den Griff eines Koffers umfaßte.

Elohim runzelte die Stirn. Wieder spürte er die Kälte in sich. Sein Mund war plötzlich trocken geworden. Dieser Mann wollte nur mit dem Zug fahren wie andere auch, aber Elohim sah in jedem einen Feind. Er schüttelte sich.

Dann spürte er Dagmars Hand auf seiner Schulter. »Ist was, mein Junge?«

»Nein, nein.«

»Doch, ich spüre deine Unruhe.«

Elohim seufzte und drehte sich um. Wieder überfiel ihn der Schatten der Frau. Er hatte Vertrauen zu ihr. Trotzdem flüsterte er: »Die Nacht ist noch nicht vorbei. Sie kann sehr, sehr lang werden. Und hier ist es eng, so eng wie in einem Grab.«

»Davon bist du noch weit entfernt, Kleiner, wenn überhaupt«, erwiderte sie doppeldeutig.

»Was meinst du?«

»Leg dich hin und schlaf.«

Das tat der Junge nicht. Statt dessen nahm er eine angespannte Haltung ein, weil er aus dem Nachbarabteil ein Geräusch gehört hatte. Dort war die Tür geöffnet worden. Ein Koffer wurde in das Gepäcknetz gewuchtet. Das geschah mit einem dumpfen Geräusch.

Dann war es wieder still.

»Da ist jemand eingestiegen!« flüsterte Elohim.

»Stimmt. Na und?«

»Es war der Mann mit dem Hut, Dagmar. Ja, es war der mit dem Hut. Das weiß ich genau.«

Sie lächelte. »Bei diesem Wetter tragen viele Menschen einen Hut, mein Kleiner.«

Der Junge seufzte. »Du… du… willst mich nicht verstehen, glaube

ich. Wir treten keine normale Reise an. Die… die anderen erwarten uns. Ich weiß das. Wir wollen uns treffen. Es muß etwas geschehen. Ich bin ja auserwählt.«

»Das bist du.«

»Aber wir haben Feinde. Viele Feinde.«

»Wir sind ihnen entkommen, Elohim.«

»Und die Frau auf dem Bahngleis?« flüsterte er. »Was war mit ihr? Kannst du mir das sagen?«

»Ein Zufall.«

Elohim schaute zu Boden. Der Zug hatte den Bahnhof verlassen und rollte durch die Nacht. »Ja«, sagte er, »ja, ich hoffe, daß es ein Zufall gewesen ist.«

»Bestimmt.« Dagmar griff zum Rollo und zog es vor die Scheibe. Das war ähnlich wie im Kino, wenn das Licht verlöschte. Ein Kapitel lag hinter ihnen, das nächste begann.

Dagmar klemmte die Leiter fest, daß der Junge in sein oberes Bett klettern konnte. »Das wolltest du doch, nicht wahr?«

»Sicher.«

»Dann gute Nacht.« Sie umarmte ihn und spürte, wie er zitterte. Die Schuhe zog er sich noch aus, ansonsten blieb er angekleidet, als er die Leiter hochstieg und sich schließlich hinlegte.

Es gab mehrere Lichtquellen in der kleinen Kabine. Elohim wollte es nicht völlig dunkel haben. Mit leiser Stimme bat er, die Lampe über der Tür brennen zu lassen.

»Wird gemacht. Du kannst auch das Deckenlicht anknipsen. An deiner Wand sind die gleichen Schalter wie bei mir.«

»Nein, nein, schon gut.«

»Schlaf jetzt.«

»Hm…«

Der Junge lag auf dem Rücken. Er mußte sich erst an das Schaukeln der Wagen gewöhnen. Links von ihm war ein Fangnetz am Bettrand befestigt worden, das ihn abfing, sollte er mal zur Seite geschleudert werden. Er hörte, daß sich auch Dagmar niederlegte und sich mit einem wohligen Seufzen auf den Lippen ausstreckte.

Sie hatte es gut. Ihre Nerven waren ausgezeichnet. Sie hatte auch Vertrauen in ihre eigene Stärke.

Sie würde bestimmt auch einschlafen können, das stand fest.

Nicht so Elohim.

Er lag wach, lauschte den Geräuschen. Er konzentrierte sich auf die Schwankungen des Wagens, die ihm das Gefühl gaben, wegzufliegen, wenn er die Augen geschlossen hielt. Die Strecke am Rhein entlang war kurvig, da würden die Wagen noch lange schaukeln und schwanken. Es konnte auch nicht schnell gefahren werden, weil es einfach zu viele Kurven gab. Daran mußte man sich gewöhnen.

Dagmar hatte es da besser. Schon nach wenigen Minuten war sie eingeschlafen. Trotz der Geräusche hörte Elohim ihre tiefen Atemzüge. Das konnte nicht gespielt sein.

Er wollte sichergehen, beugte sich zur Seite und schaute durch das Netz nach unten.

Er sah ihre Gestalt ausgestreckt auf dem Rücken liegen. Das Gesicht schimmerte bleich. Wie er feststellte, hielt sie ihre Augen tatsächlich geschlossen.

Er lächelte, fuhr über sein Gesicht. Zeichnete die Lippen nach. Fühlte nach seinem Herzschlag. Es sah aus, als wollte er testen, ob er noch ein normaler Mensch war.

Der Zug rollte weiter.

Hin und wieder zitterte das Rollo. Elohim überlegte, ob er es in die Höhe ziehen sollte. Er entschied sich dagegen, das Geräusch hätte Dagmar möglicherweise geweckt, und das wiederum wollte er nicht. Er mußte mit seinen Problemen allein fertig werden.

Er schaffte es einfach nicht, seine Gedanken auf die Zukunft zu konzentrieren, die für ihn nur positiv verlaufen konnte. Die lag noch weit vor ihm, auch wenn es nur ein halber Tag war, der ihn davor trennte. Doch in der Zwischenzeit konnte sehr viel geschehen, und davor fürchtete er sich, wenn er ehrlich war. Seine Feinde kannten keine Gnade. Die würden alles einsetzen, um ihm zu schaden.

Er drehte sich nach rechts.

Schwarzgrau wuchs der Schatten der Trennwand vor ihm hoch. Wie die Innenseite eines Sargs.

Immer wieder kam ihm dieser Vergleich in den Sinn, in einem Grab zu liegen und auf das Ende zu warten.

Schritte auf dem Gang!

Elohim lag sofort starr, die Beine leicht angewinkelt. Sie hatten sich von rechts genähert, erreichten jetzt seine Tür - und gingen an ihr vorbei.

Der Junge atmete auf.

Vielleicht hatte Dagmar recht gehabt. Vielleicht bildete er sich alles nur ein, aber er war nun mal etwas Besonderes, er war Elohim, er war ein Auserwählter. Er war der, vor dem so viele Respekt haben würden. Er würde ihnen…

Seine Gedanken brachen ab. Der Zug ruckte. Er bremste etwas, dann fuhr er weiter. Unter ihm bewegte sich Dagmar. Sie atmete schwer, murmelte etwas und schlief weiter.

Elohim aber lag wach.

Irgendwann würde er einschlafen, so jedenfalls hatte es ihm seine Begleiterin versprochen. Wann das jedoch eintrat, konnte er nicht sagen. Vielleicht erst in den frühen Morgenstunden, dann aber würde er nie tief und fest schlafen können, das stand für ihn fest. Es würde

immer nur ein Hineingleiten in einen traumatischen Zustand sein, überlagert von schlimmen Gedanken.

Wieder drehte er sich nach rechts. Die Wand schien näher gekommen zu sein. Er winkelte einen Arm an, um ihn einen Moment später auszustrecken. Mit den Fingerspitzen berührte er das Holz. Er hatte das Gefühl, Leben zu spüren, dabei war es nur das leichte Vibrieren, das von diesem Material ausging.

Elohim mußte an den Mann mit dem Hut denken, der in Bonn zugestiegen war. Genau hatte er ihn nicht sehen können, er wußte nicht einmal, wie dessen Gesicht aussah, aber er hatte gespürt, daß dieser Mann kein normaler Urlauber war, der zum Skifahren fuhr, der war nur seinetwegen zugestiegen, um ihn unter Kontrolle zu halten. Noch fehlte ihm der Beweis, aber irgendwann würde er ihn erbringen, oder der andere würde sich von selbst verraten.

Elohim nahm auch die zweite Hand zu Hilfe. Mit beiden strich er jetzt über das Holz, als wäre dies ein besonderer Sender, der ihm Signale zuschickte.

Dieser Mann ging ihm nicht aus dem Kopf. Was tat er in seinem Abteil? Lag er ebenfalls in seinem Bett, oder wartete er auf eine günstige Gelegenheit, um den Jungen in seine Klauen zu bekommen?

Beides konnte hinkommen, wobei Elohim eher zur zweiten Möglichkeit hin tendierte.

Dagmar hatte ihn als harmlos eingestuft. Innerlich lachte er auf. Was wußte sie denn schon von den Problemen? Sie war nur die Person, die ihn begleiten und beschützen sollte. Sie verfügte längst nicht über dis Wissen.

Der Junge konzentrierte sich auf die Wand und gleichzeitig auf das dahinterliegende Abteil. Er wollte versuchen, auf mentaler Ebene mit dieser Person Kontakt aufzunehmen. Eine erkannte Gefahr war immer nur eine zur Hälfte reduzierte.

Er spürte nichts.

Keine Wellen, keine Ausstrahlungen. Der Mann war entweder harmlos, oder er hatte sich gut abgeschottet. Er hörte ihn auch nicht. Die Person schien fest zu schlafen.

Elohim glaubte es nicht. Seine Unruhe wuchs. Obwohl es nicht so kalt war, spürte er die Kühle wie glatte Schlangenarme, die ihn umfaßten, als wollten sie ihn erwürgen. Hinter seiner Stirn tuckerte es. Das Blut rann jetzt schneller durch seine Adern. Seine Drüsen produzierten Schweiß, er wälzte sich auf den Rücken und schaute gegen die gewölbte Abteildecke, über die ein sehr schwacher Lichtschein strich. Dennoch wurde er das Gefühl nicht los, sich in einem Grab zu befinden. Alles war so eng.

Er setzte sich auf.

Mit beiden Händen strich er über sein Gesicht. Dann merkte er den

Druck auf der Blase. Er mußte zur Toilette, was ihm in der Nacht nur selten passierte.

Das hier war wie ein Zeichen. Elohim lauschte…

Es war nichts mehr zu hören. Der Gang draußen lag in einer tiefen Stille. Keine Schritte, keine Stimmen, auch die letzten Lacher waren längst verstummt. Für ihn war es, als würde ein Geisterzug durch die Nacht rollen.

Er kroch auf die Leiter zu. Den Druck auf der Blase mußte er einfach loswerden.

Ob Dagmar wohl erwachte?

Er hoffte nicht, denn sie würde wieder Fragen stellen und ihm kaum glauben, daß er nur zur Toilette wollte. Sie würde ihn nicht zurückhalten, möglicherweise mitgehen wollen, um vor der Tür Wache zu halten. Sie war sehr besorgt.

Da er keine Schuhe mehr trug, stieg er die Leiter fast lautlos hinab. Es war trotzdem nicht so einfach, da der Zug gerade jetzt schwankte und er diese Schwankungen nur mühsam ausgleichen konnte.

Dann hatte er den Boden erreicht, blieb stehen und atmete einige Male tief durch.

Das war geschafft!

Er schaute in das untere Bett, wo Dagmar lag. Sie schlief tief und fest, hatte sich dabei zusammengerollt wie ein Embryo.

Elohim erreichte den Boden. Er blieb stehen. Tief durchatmen, dann weitergehen.

Die Tür war von innen verschlossen worden. Er mußte einen Riegel drehen und erschrak über das schnappende Geräusch, das dabei entstand. Es war aber nicht so laut, um Dagmar zu wecken, und sein schnell gewordener Herzschlag beruhigte sich wieder.

Er legte die Hand auf die kühle Klinke, wollte sie nach unten drücken, als er hinter sich das Flüstern vernahm: »Wo willst du denn hin, Kleiner?«

Dagmar war wach! Elohim duckte sich, als wäre er bei einer verbotenen Tätigkeit ertappt worden.

Auf seinem Nacken spannte sich die Haut. Obwohl die Antwort so einfach war, fiel sie ihm schwer.

»Ich… ich muß mal zur Toilette.« Er ärgerte sich darüber, daß er dabei anfing zu stottern.

»Tatsächlich?«

»Ja, Dagmar.«

»Soll ich dich begleiten und vor der Tür warten?«

»Nein, bitte nicht. Ich… ich habe auch keine Angst mehr, Dagmar.«

»Dann ist es gut.«

Elohim atmete auf. Nach Dagmars Antwort fühlte er sich plötzlich wie erwachsen, und er war froh darüber, es endlich geschafft zu

haben. Er hatte die Fessel abgestreift.

Niemand hielt ihn auf, als er den Gang betrat. Erst jetzt fiel ihm auf, daß er vergessen hatte, seine Schuhe anzuziehen. Es machte nichts. Er wollte nicht mehr zurück. Der Gang war mit Teppichboden ausgelegt worden.

Eine schaukelnde und sich bewegende Stille nahm ihn auf. Der Zug fuhr durch die Nacht, die aussah wie ein tiefschwarzer Tunnel. Wenn Elohim aus dem Fenster schaute, sah er kaum ein Licht.

Allerdings waren schwarze Buckel zu erkennen, die Berge, die das Rheintal überragten. Er sah auch den Strom, ein breites Band, sich träge bewegendes Band. Der Himmel war düster. Kein Mond sandte sein Licht auf den Planeten Erde. Es schien nur den Zug zu geben und damit auch den schmalen Gang, an dessen rechter Seite die geschlossenen Abteile lagen. Sie wirkten wie eine lange Wand.

Auch von dem Zugbegleiter war nichts zu sehen. Er hatte seinen Platz im vorderen Teil des Wagens. Vielleicht war er eingenickt.

Die Toilette lag an der anderen Seite. Das grüne Licht leuchtete Elohim entgegen. Für ihn ein Zeichen, daß der kleine Raum nicht besetzt war. Er erreichte ihn unangefochten, öffnete die Tür, peilte zuerst hinein. Niemand hielt sich dort versteckt.

Elohim verschwand.

Die Tür zerrte er zu, schloß ab, schaute hinter einen Vorhang und sah die Dusche. Auch sie war leer.

Er ließ sich Zeit. Nach dem Wasserlassen wusch er sich die Hände und schaute sich im Spiegel an.

Sein Gesicht sah grau aus. Es wirkte verschlafen, übermüdet, sogar gealtert.

Elohim spritzte Wasser in sein Gesicht. Es erfrischte ihn kaum, vertrieb auch nicht die Müdigkeit.

Dann ging er weiter. Die nassen Hände hatte er zuvor mit einem Papierhandtuch abgetrocknet.

Wieder schaute er in den Gang hinein, der leer vor ihm lag. Nichts hatte sich verändert. Die Türen waren auch jetzt geschlossen, so daß sie eine glatte Front bildeten.

Die Deckenleuchten gaben nur einen schwachen Schein ab. Er reichte jedoch aus, um alles erkennen zu lassen.

Er spürte mit jedem Schritt, daß sich trotzdem etwas verändert hatte. Die eigene Abteiltür kam ihm plötzlich sehr weit vor. Leichte Kopfschmerzen waren wie ein Warnsignal. Etwas tat sich in seiner Nähe, ohne daß er es sah!

Dennoch war nichts zu sehen. Auch außen vor den Scheiben nicht. Da lag nur die Nacht.

Elohim ging jetzt schneller. Er wollte so rasch wie möglich wieder in sein Bett. Dort fühlte er sich doch sicherer als hier in dieser leeren und

feindlichen Umgebung.

Es geschah, als Elohim das Nachbarabteil soeben passiert hatte und schon nach der Türklinke fassen wollte. Ein leises Geräusch ließ ihn herumfahren.

Die Tür dicht vor ihm war offen. Eine Hand erschien.

Er wollte schreien.

Die Hand war schneller.

Wie eine dicke Würgeschlinge umschlang der Arm seine Kehle…

***

Elohim dachte an seine Vorwarnungen. Er sah wieder das Bild des Mannes auf dem Bonner Bahnhof. Den langen Mantel, den Schlapphut, unter dem kein Gesicht zu sehen war.

Und jetzt hatte er ihn.

Es gelang dem Jungen nicht zu schreien. Selbst ein röchelnder Laut drang nicht aus seiner Kehle. Er blieb stumm und dachte daran, daß Dagmar ihm jetzt nicht helfen konnte.

Der Mann war brutal. Er zerrte ihn durch die Öffnung in den kleinen Raum. Dann schleuderte er ihn auf das Bett. Der Junge stieß sich dabei den Kopf an der Wand, so daß vor seinen Augen Sterne aufblitzten und er in den folgenden Sekunden nicht in der Lage war, etwas zu unternehmen.

Als er sich wieder zurechtfand, da hatte der Mann bereits die Tür geschlossen und eine Waffe mit überlangem Lauf gezogen. Elohim war kein Waffenexperte, doch er wußte, daß dieser Mann auf den Lauf einen Schalldämpfer geschraubt hatte, und dafür gab es auch einen Grund.

Er wollte lautlos töten…

***

Pontresina!

Noch immer war der Morgen einfach wunderbar und wie geschaffen für einen Maler.

Schnee bedeckte das gesamte Tal. Zahlreiche Helfer hatten nicht nur Langlaufloipen gespurt, sie hatten auch Wege für Spaziergänger geschaffen, was Jessica und mir natürlich zum Vorteil gereichte. Auf der Schneedecke konnten wir uns ziemlich gut bewegen, wir mußten nur achtgeben, wenn wir an schattige Stellen kamen, weil der Schnee dort überfroren und glatt war.

Das Waldgebiet zwischen Pontresina und St. Moritz lag hinter uns, und unser Blick fiel auf den Ort, der sich in seinen Werbeprospekten als »top an the world« bezeichnete.

Für manche Zeitgenossen bot er schon eine imposante Kulisse. Ich jedoch war von der Ansammlung an Häusern nicht so angetan, denn man hatte in den letzten Jahren sehr viel gebaut. Die Straßen waren

eng, bergig und auch kurvig. Oft genug herrschte ein Verkehr wie in einer Großstadt.

Davon spürten die Gäste des weltweit bekannten Palace-Hotel nichts. Es lag mit seiner Südseite zum See hin und bot als Bauwerk eine imposante Kulisse, die einfach nicht übersehen werden konnte und oft genug in der Regenbogenpresse abgebildet wurde.

Wir mußten einen kleinen Hang hinabrutschen, gingen über einen schmalen Weg; der parallel zu einer Loipe lief, und standen schließlich auf dem zugefrorenen See.

Ich blieb stehen und genoß den Anblick der imposanten Landschaft. Wer diese Gebirgskulisse auf sich einwirken ließ, konnte die Menschen verstehen, die immer wieder in das Engadin fuhren, um dort im Winter oder auch im Sommer Urlaub zu machen.

Es war einfach grandios.

Auch deshalb, weil eine prächtige Wintersonne am Himmel stand und die Gletscher in zahlreichen Farben schimmern ließ. Wer genau hinschaute, entdeckte an den Hängen auch die Skiläufer, die wie winzige Spielzeugfiguren wirkten.

Jessica Long war auf dem bisherigen Weg ziemlich schweigsam gewesen. Wahrscheinlich schmollte sie noch wegen Franca Simonis, aber das würde sich geben.

Es herrschte noch nicht viel Betrieb. Die meisten Spaziergänger würden erst gegen Mittag erscheinen, so daß wir uns auf dem zugefrorenen See ziemlich allein vorkamen.

»Was interessiert dich denn so?« fragte mich Jessica.

Ich hob die Schultern. »Diese Landschaft ist wirklich einmalig. Sie ist kaum zu beschreiben.«

»Stimmt. Deshalb bin ich auch hergefahren und freue mich, daß du mich begleitest.«

Ich nickte. »Ja, dafür bin ich dir dankbar. London ist so herrlich weit weg. Wer hier steht und schaut, der kommt erst gar nicht auf den Gedanken, daß es Arbeit gibt. Zudem meint es der Liebe Gott besonders gut mit uns.«

»Jeder bekommt, was er verdient.«

Ich mußte lachen. »Unbescheiden bist du nicht.«

»Warum auch?« Sie hakte sich bei mir ein. »Komm, laß uns gehen, wir haben noch einiges vor uns.«

»Paß nur auf, daß es kein Streß wird.«

»Ich dachte immer, du seist in Form. Wenn wir schon nicht Ski laufen, sollten wir wenigstens wandern.«

»Aber nicht marschieren.«

»Meine Güte, bist du faul.«

»Ich will nur entspannen.«

Wir gingen weiter. Rechts von uns lag St. Moritz. Hin und wieder

bedachte ich die Kulisse mit einem Blick, die im Licht der Sonne ungewöhnlich hell aussah.

»Hat sie dir gefallen, John?«

Ich wußte sofort, wen Jessica meinte und verdrehte die Augen. »Himmel, ich habe nicht mit ihr angefangen. Sie bat mich nur, ihr den Rücken einzucremen. Wäre ich nicht in der Nähe gewesen, hätte es ein anderer getan. Es war der reine Zufall. Außerdem habe ich zuerst dort gelegen. Sie ist später gekommen.«

»Ja, ja…«

»Das meinst du nicht so.«

»Doch, John, doch. Wie heißt sie doch gleich?«

»Franca Simonis. Ist Italienerin. Mehr weiß ich auch nicht von ihr. Alles klar?«

»Sicher.«

Das war es nicht, ich merkte es und fragte: »Warum bist du eigentlich so mißtrauisch?«

»Du nicht?«

»Nein.«

»Bei deinem Job?«

Ich blieb stehen und winkte ab. »Nun fang du nicht mit meinem Job an! Ich bin froh, daß ich es endlich geschafft habe, ihn hier zu vergessen. Jetzt erinnerst du mich wieder daran, das kommt schon einer seelischen Folter gleich.«

Jessica lachte in die klare Luft hinein. »Folter? Du bist aber empfindlich geworden.«

»Ich habe Urlaub, Jessica!« erinnerte ich sie wieder. »Alles andere interessiert mich nicht mehr.«

»Dann ist es gut.«

Für mich war es nicht gut. Ich schüttelte den Kopf. »Warum fängst du immer damit an. Gibt es für dich einen besonderen Grund, mich so zu behandeln.«

Sie trat einige kleine Eisbrocken zur Seite. »Möglich, John, denn ich bin ebenfalls mißtrauisch geworden, sehr mißtrauisch sogar. Das kannst du mir glauben.«

»Und was ist der Grund? Liegt es vielleicht daran, daß wir uns kennen und ich dich beeinflußt habe?«

»Das sicherlich nicht.«

»Dann sag ihn mir.«

»Die Frau…«

»Franca?«

»Sicher.«

Ich blieb wieder stehen und schaute über Jessicas Kopf hinweg zu den Bergen hin, die meiner Ansicht nach einen Schatten bekommen hatten. Das bildete ich mir wahrscheinlich nur ein. Bevor ich eine

Frage stellte, ließ ich Langläufer passieren. Sie huschten in ihren Loipen an uns vorbei.

»Jetzt sag mir, was die Urlauberin Franca Simonis mit meinem Job zu tun hat?«

Jessica blickte mich aus ihren leicht grünlichen Augen ernst an. »Möglicherweise nichts.«

»Aber…«

»Es kann doch sein, daß sie sich dir bewußt genähert hat. Die andere Seite schläft nicht.«

Ich atmete pustend aus, bevor ich anfing zu lachen. »Himmel, du bist ja schlimmer als ich, Jessica. Das… das kann ich fast nicht glauben. Du bist mißtrauisch, daß Franca auf mich gehetzt worden ist und auf der Seite meiner Feinde steht?«

»Man sollte eben nichts außer acht lassen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das kann ich einfach nicht glauben.« Die Brille mußte ich zurechtrücken, sie war durch die heftige Bewegung verrutscht.

»Außerdem habe ich nichts gespürt.«

»Sie können sich verstellen.«

»Stimmt, aber nicht hier.«

»Dann ist es okay.« Sie lächelte, doch das nahm ich ihr nicht ab. Es kam mir irgendwie gezwungen vor. Franca Simonis würde für Jessica ein rotes Tuch bleiben.. Ich konnte mir auch keinen Reim auf ihre Worte machen. Wollte sie bewußt den Keim des Mißtrauens säen? Spielte sie ihre Eifersucht dermaßen stark aus?

Es fiel mir einfach schwer, daran zu glauben. Jessica war eine moderne, sehr selbständige Frau, die ihren eigenen Job hatte und es gewohnt war, sich durchzusetzen. Sie hatte es gar nicht nötig, zu diesen Mitteln zu greifen.

Ich begriff sie nicht.

»Wer kennt schon die Frauen?« murmelte ich, als ich weiterging und Jessica nach meiner Hand faßte.

»Ja, das stimmt.«

»Ich jedenfalls kenne sie kaum.«

»Tu doch nicht so.« Jetzt lachte sie wieder und drückte sich an mich. »Vergiß es, John. Laß uns diesen Spaziergang genießen. Der Tag ist so wunderschön.«

»Da gebe ich dir diesmal recht.«

Auch wenn wir es versuchten, die richtige Stimmung wollte einfach nicht aufkommen. Selbst die einzigartige Landschaft lenkte mich nicht von meinen trüben Gedanken ab. Natürlich stand ich auf der Liste der Schwarzblütler ganz oben. Sie würden alles versuchen, um mich auszuschalten. Ich konnte ihnen auch nicht entkommen, denn ihr Netz war weltweit gespannt. Nur glaubte ich nicht daran, daß sie mich hier

attackieren würden und schon gar nicht eine Frau wie Franca Simonis als Vertreterin schicken. Da bildete sich Jessica etwas ein.

Es war ziemlich ruhig auf dem großen See. Wenn wir Stimmen hörten, dann schienen sie aus weiter Entfernung an unsere Ohren zu wehen. Zumeist gehörten sie den Langläufern, die sich in den zahlreichen Loipen bewegten. Sie teilten den See in mehrere Streifen ein.

Manchmal drängten sie sich näher an die Spaziergänger heran, dann wiederum glitten sie von uns weg, und so manches Mal kribbelte es mir in den Beinen, es auch zu versuchen.

Wieder zischte jemand heran.

Wir hörten das Schleifen der Skier im Schnee. Ich drehte mich um, weil die Person ziemlich nahe war - und bekam große Augen.

Trotz der breiten Sonnenbrille und des weiß-blauen Skianzuges, der ihre Gestalt verhüllte, erkannte ich, daß es Franca Simonis war, die sich uns näherte. Sie lachte mit offenem Mund, die Zähne blitzten, und mein Lächeln war etwas gequält.

»Hallo, ihr beiden!« rief sie, wollte an uns vorbeirauschen und wedelte mit einem Skistock.

Auch Jessica hatte sie gesehen. Für einen Moment vereiste ihr Gesicht. Dann lachte auch sie.

Franca winkte noch einmal. Sie drehte sich um. Es war genau die falsche Bewegung, denn plötzlich rutschte sie mit dem linken Ski weg. Wir hörten sie noch schreien, dann schleuderte sie den rechten Ski hoch, und eine Schneewolke pulverte dabei auf.

Im nächsten Moment saß sie auf ihrem Allerwertesten, stützte sich mit den Händen ab, denn die Skistöcke hatte sie weggeschleudert. Sie legte den Kopf zurück, schaute gegen den herrlich blauen Himmel und fing an zu lachen.

»So gut scheint sie auch nicht zu sein!« zischelte Jessica mir zu. Ich amüsierte mich über ihre Eifersucht und trieb diese wahrscheinlich noch mehr in die Höhe, weil ich zu Franca ging und ihr dabei behilflich war, auf die Beine zu kommen.

»Meine Güte, John, das ist seit langem nicht mehr passiert. Ich muß Ihnen wie eine Anfängerin vorgekommen sein.«

»So schlimm ist es auch nicht.« Ich bückte mich und half ihr auf die Skier. Dabei hielt ich sie unter den Ellenbogen gefaßt.

Jessica Long schaute meinen Bemühungen zu und sah auch, daß Franca, kaum daß sie stand, zur Seite rutschte, gegen mich fiel und sich für einen Moment an mir festklammerte. Dabei glitt ihre Hand in die Tasche meiner Jacke. Ebenso schnell, wie sie hineingetaucht war, hatte sie die Hand auch wieder hervorgezogen.

»Alles okay?« fragte ich.

»Ja, alles…« Sie strich das schwarze Haar hinter dem Stirnband

zurück. Ich reichte ihr die Skistöcke, die sie mit der linken Hand umfaßte, während sie die rechte ausstreckte, um Jessica Long zu begrüßen.

»Hallo, ich bin Franca Simonis.«

Jessica zögerte damit, schließlich überwand sie sich, lächelte auch und stellte sich vor.

Franca pustete und wischte Eiskrümel von ihrer Jacke. »Ist das nicht ein Traumwetter, Freunde?«

»Irre«, sagte ich.

»Na ja.« Sie rückte ihre Brille zurecht. »Dann will ich mal wieder. Man sieht sich ja noch.«

»Gute Fahrt.«

»Sagen Sie lieber Ski- und Stockbruch, John.«

»Meinetwegen auch das.«

Sie dampfte wieder ab. Ich schaute ihr nach, die Hände in den Taschen und spürte in der rechten ein Stück Papier, das vor Francas »Unfall« noch nicht dort gewesen war.

Dann hatte sie es mir in die Tasche gesteckt…

Ich hatte es erst hervorholen wollen, ließ es dann bleiben, als Jessica auf mich zukam. »Eine komische Person ist das.«

»Warum?«

»Warum, warum! Die ist doch extra gefallen. Oder bist du anderer Ansicht?«

»So genau kann ich das nicht sagen.«

Sie drehte sich scharf um und streckte den Arm aus. »Schau mal, wie sie läuft. Da ist von Unsicherheit keine Spur mehr zu sehen. Nein, nein, das hat sie bewußt getan.«

Im Urlaub soll alles friedlich zugehen. Um des lieben Friedens willen hielt ich den Mund, denn dieses Thema war für mich abgehakt. Ich hatte einfach keine Lust, mit Jessica auch weiterhin darüber zu diskutieren.

Allerdings dachte ich auch an den Zettel, den ich in der Tasche mit meiner rechten Hand umfaßte.

Franca hatte ihn mir sicherlich nicht grundlos zugesteckt, nur wollte ich ihn unter Jessicas Augen nicht aus der Tasche holen und eine günstige Gelegenheit abwarten. Die ergab sich sehr bald, denn Jessica war schon vorgegangen, und schlenderte über den Weg wie jemand, der über ein Problem nachdachte, damit nicht so recht fertig wurde und den Kopf dabei gesenkt hielt.

Ich holte den Zettel hervor. Innerhalb einer Sekunde hatte ich ihn auseinandergefaltet.

Noch ein Blick zu Jessica.

Ich sah nur ihren Rücken.

Dann las ich den Text. Er war mit roter Tinte geschrieben worden. Da

mußte er auffallen.
Vorsicht, John!

***

Das war alles.
Zwei Worte nur, aber die reichten aus, um bei mir eine Gänsehaut zu erzeugen.
Ich steckte den Zettel so rasch wie möglich wieder weg, denn Jessica drehte sich um. »Kommst du?«
»Ja, natürlich.«
Sie schaute mir entgegen. Dabei wanderte ihr Blick prüfend über mein Gesicht. Da die Sonne schräg gegen sie fiel und sie einhüllte, sah sie für mich aus wie eine Schneegöttin. An meinem Gesichtsausdruck schien ihr einiges nicht zu gefallen, denn sie schüttelte den Kopf. »Hast du etwas?«
»Wieso? Was sollte ich haben?«
»Weiß ich auch nicht. Du kommst mir nur so nachdenklich vor. Als würdest du über ein Problem nachdenken.«
»Das täuscht.«
Jessica produzierte einen gekonnten Augenaufschlag. »John, ich kenne dich zwar nicht so gut wie eine Ehefrau ihren Gatten nach zwanzig Jahren, aber es fällt mir schon auf, wenn du dich von einem Augenblick zum anderen veränderst. Und das hast du getan, glaub mir. Du mußt dich mal ansehen. Du siehst irgendwie verstört aus, und ich kann mir auch denken, daß es mit Franca Simonis zusammenhängt.«
»Warum das denn?«
»Mit wem sonst?« fragte sie zurück.
»Nein, nein, ich bin okay. Ich habe mich nur gewundert, daß sie so plötzlich hier war.«
Jessica drohte mit dem Finger. »Sie verfolgt uns eben und nimmt keine Rücksicht darauf, daß ich dabei bin.«
»Man kann es auch anders sehen.«
»Und wie, bitte?«
»Es zeigt wiederum, daß sie keine bestimmten Absichten hat, die du ihr möglicherweise unterstellst.«
Sie überlegte und strich ihr Haar zurück. Ihre Haut war schon leicht von der Sonne gebräunt, und die vollen Lippen hatten sich zu einem Lächeln verzogen. »Diese Antwort hätte ich auch gegeben, wenn ich ein Mann gewesen wäre.«
Ich breitete die Arme aus. »Himmel, Jessica, stell dich nicht an wie ein Teenager. Nimm sie doch einfach hin. Alles andere solltest du verdrängen, sonst könnten die restlichen Tage verdammt ärgerlich werden. Dann hast du nichts von deinem Urlaub.«

Sie schaute mich an und überlegte. Dann nickte sie. »Ja, vielleicht hast du recht, John. Ich habe mich benommen wie eine dumme Gans. Wenn ich sie sehe, bin ich ganz locker, das verspreche ich dir. Außerdem sind wir beide nicht verheiratet.«

»Das hat doch damit nichts zu tun.«

»Laß uns gehen.« Sie faßte wieder nach meinem Arm und zog mich kurzerhand weiter.

Ob sie es ganz ernst gemeint hatte, wußte ich nicht. Es war möglich, doch so genau kannte ich Jessica Long nun auch wieder nicht.

Um einem ähnlichen Vorfall wie diesem »Skiunfall« zu entgehen, zog ich Jessica quer über den See in eine Region hin, wo sich keine Langläufer aufhielten.

Sie war voll und ganz damit einverstanden.

Jessica hatte viel von ihrer Fröhlichkeit verloren. Franca Simonis schien ihr noch immer im Magen zu liegen.

Mir lag der Zettel im Magen.

Ich ging davon aus, daß diese Warnung ernst zu nehmen war. Franca hatte sie mir zugesteckt. Nun stellte sich die Frage, weshalb sie das getan hatte. Was war der Grund dafür? Hatte sie etwas bemerkt? Eine Gefahr vielleicht? Wenn ja, dann mußte sie auch wissen, wer ich war und womit ich meine Brötchen verdiente. Ich aber kannte sie nicht. Sie war mir in Pontresina zum erstenmal begegnet und schien voll informiert zu sein.

Was steckte dahinter?

Ich hatte vorgehabt, mal eine Woche Urlaub zu machen, richtig auszuspannen und nicht an irgendwelche Dämonen oder Schwarzblütler zu denken. Jetzt hatte mich der Job wieder, und ich stellte mir die Frage, wie mir in dieser herrlichen Gegend und an einem derart traumhaften Tag eine Gefahr drohen konnte?

Das war selbst für mich schwer nachzuvollziehen.

Allerdings beschloß ich, die Augen offenzuhalten und nicht mehr so locker in den Tag hineinzuleben. Ich hatte unbewußt meine Schritte verlangsamt. Da Jessica ihr Tempo beibehalten hatte, ging sie ein Stück vor mir. Ich schaute auf ihren Rücken, wo sich die Falten des blauen Anoraks wie kleine Wellen bewegten. Von ihrem Kopf war wegen der hochgezogenen Kapuze nicht viel zu sehen. Nur an den Rändern faserte der Pelz auseinander.

Wir waren dem Ufer schon relativ nahe gekommen. An der linken Seite wuchsen Büsche, die nicht mehr grün aussahen, sondern durch Eis und Schnee wie starre Gebilde wirkten, die ein Bildhauer kurzerhand in die Gegend gestellt hatte.

Da rutschte Jessica aus.

Ich hörte noch ihren Schrei und sah sie auch tanzen. Im nächsten Moment fiel sie hin.

Ich wollte zu ihr.
Tat den ersten Schritt!
Da knackte es unter meinem rechten Fuß.
Das Geräusch gellte in meinem Schädel wie ein schrilles Alarmsignal. Ich wollte mich noch nach hinten werfen, dazu allerdings war es zu spät, denn nicht nur in der unmittelbaren Umgebung meines Fußes gab das Eis nach, auch ein Stück entfernt, und plötzlich brach es weg wie dünnes Glas.
Und ich fiel in den See!

***

Elohim saß auf der Kante des unteren Betts und wagte nicht, sich zu rühren. Er hatte seine Hände nicht angehoben, aus großen Augen schaute er in die Mündung des Schalldämpfers und erwartete jeden Moment, von einer Kugel getroffen zu werden.
Der Mann schoß nicht.
Er ließ sich Zeit und schaute Elohim sehr, genau an. Seine Augen waren dunkel. Nicht die Spur seiner Gedanken spiegelten sich darin, zudem sagte er kein Wort.
Der Junge konnte ihn jetzt besser sehen. Der Mann war sehr groß und in den Schultern schmaler, als Elohim angenommen hatte. Durch den breiten Mantel war er doch getäuscht worden. Der Mann trug eine blaue Jacke, einen dunklen Pullover darunter und eine ebenfalls dunkle Hose. Auf seiner Oberlippe wuchs der dünne Bart wie ein leicht gekrümmter schwarzer Pinselstrich.
Das Kinn war an den Seiten eckig und an seinem unteren Ende abgerundet. Es verfremdete das Gesicht. Das dunkelbraune Haar trug der Mann brav gescheitelt, so daß er einen harmlosen Eindruck machte. Aber der wiederum täuschte.
Elohim hatte sich wieder gefangen. Er mühte sich um eine Frage, als er flüsterte: »Was ist denn? Was wollen Sie von mir?«
»Dich!«
»Ja, ja, aber warum?«
»Kannst du dir das nicht denken?«
»Nein, ich weiß es nicht.«
»Du darfst dein Ziel nicht erreichen. Du darfst unter keinen Umständen nach Pontresina fahren. Wir müssen es verhindern. Wir wollen nicht, daß die Kreaturen der Finsternis es schaffen, einen neuen König zu bekommen. Das darf einfach nicht geschehen. Deshalb werde ich dich töten müssen. Du hast mir einen Gefallen getan, als du aus deinem Abteil gegangen bist. Nun gibt es kein Zurück mehr für dich.«
Der Junge schluckte. Die Angst war da. Sie kroch in seinen Körper, aber sie erreichte sein Hirn nicht und beschrieb auch um sein Herz

einen Bogen.
Er blieb innerlich kalt und abwartend, schaute den Mann mit der Waffe beinahe locker an und sah auch, daß sich auf dessen Stirn Schweißperlen gebildet hatten. Er war sicherheitshalber noch einen Schritt zurückgetreten, damit er sich an die Ecke der Tür anlehnen konnte, um so die Schwingungen des Zuges auszugleichen. Er fuhr mit der Zungenspitze über seine trockenen Lippen, und die Sicherheit des ersten Augenblicks hatte er verloren.
Dieser Junge war ihm nicht geheuer…
Es verging eine Minute, ohne daß jemand ein Wort gesprochen hätte. Das Schweigen lastete über dem Abteil. Elohim fragte sich, ob Dagmar nicht aufgefallen war, wie lange er fortblieb. Wenn sie wieder tief und fest eingeschlafen war, hätte sie davon nichts mitbekommen, aber das wiederum war nicht ihre Art.
Hier stimmte etwas nicht…
Warum schoß der Mann nicht?
Elohim bewegte sich. Er hob den rechten Arm an und legte die Hand auf seinen Oberschenkel.
Nichts passierte.
Sollte er aufstehen?
Als er es versuchte, zuckte der Mann zusammen. »Bleib nur sitzen. Bleib nur auf dieser Kante.«
»Und dann?«
»Dicht vor dem nächsten Halt werde ich dich töten. Ich muß es tun, denn du bist kein Kind mehr. Du bist Elohim, der Götze. Du gehörst zu ihnen, zu den Kreaturen der Finsternis. Sie wollen dich, um dich anzubeten. Sie wollen das Chaos der alten Zeit, und wir haben es gespürt. Wir haben lange gebraucht, um euch auf die Spur zu kommen, aber jetzt haben wir es geschafft.«
»Ich kann Sie nicht begreifen…«
»Das brauchst du auch nicht. Wichtig ist allein nur, daß du Pontresina nicht erreichst.«
»Warum denn nicht?«
»Das brauche ich dir wohl nicht zu erklären, Junge. Du bist ihre Zukunft, aber wir wollen die Zukunft zerstören. Sie soll erst gar nicht beginnen, hast du gehört?«
»Ja, schon…«
»Und jetzt leg dich hin.«
»Wie…?«
»Auf das Bett und auf den Bauch. Ich will, daß du es tust, Kleiner. Leg dich hin!«
»Wann wollen Sie mich denn erschießen?«
»Bald!«
Elohim wunderte sich über sich selbst, wie gelassen er diese Situation

hinnahm. Selbst ohne Dagmar spürte er nicht die schreckliche Angst, die normal gewesen wäre. Er hatte in den letzten Sekunden bewußt lauter gesprochen und rechnete damit, daß Dagmar seine Stimme hörte und erfuhr, was los war.

Er dachte an die Szene im Kölner Hauptbahnhof. Dort war die alte Frau erschienen und hatte sich vor ihm gefürchtet. Für sie war er so etwas wie der Teufel gewesen.

Und dann dachte er an seine Kraft, die in ihm steckte. Er hatte sie gespürt, sie war in ihm hochgeschossen, und seine Augen mußten sich dabei verändert haben.

War er wirklich so mächtig?

Wenn ja, konnte es Elohim nicht begreifen. Er wußte nicht viel über seine Herkunft, kannte auch seinen Vater nicht, war in einer Privatschule erzogen worden, bis dann Dagmar erschienen war und sich um ihn gekümmert hatte.

»Beweg dich endlich!« Um die Worte zu unterstreichen, drückte ihm der Mann die Mündung gegen den Hals. Elohim kam dem Befehl nach, drehte sich nach links und legte sich dann auf den Bauch.

Er zog auch die Beine an und streckte sie aus. Allerdings hatte er den Kopf leicht gedreht, so daß er gegen die Wand des Nachbarabteils schauen konnte. Und dahinter hielt sich Dagmar auf. Sie sah er ebensowenig wie den Mann, der nahe der Tür stand und sich dabei unter dem Licht aufhielt. Nur sein Schatten fiel auf den Boden und verlief schließlich nahe des Fensters.

Den Zug störte das alles nicht. Er rollte auf seinem Gleis störungsfrei durch die Nacht, wie durch einen nie abreißenden Tunnel ohne Lichter.

Die Zeit verging.

Elohim hörte den Mann heftig atmen. Er stand unter einem ungemein starken Druck. Auf ihm ruhte eine gewaltige Verantwortung, und er ließ den Jungen nicht aus den Augen.

Der wiederum gewöhnte sich allmählich an die Lage. Seine erste Furcht war verschwunden und hatte einer gewissen Neugierde Platz geschaffen. Vor allen Dingen deshalb, weil er mehr über sein Schicksal zu wissen schien als er selbst.

Er hieß Elohim.

Früher hatte man ihn wegen dieses Namens gehänselt, sich dann jedoch daran gewöhnt. Er hatte immer geahnt, daß dieser Name etwas Besonderes bedeuten mußte, und nun wußte der Junge Bescheid. Auf dem Bahnsteig hatte es ihm die alte Frau gesagt.

Elohim, der Gott, der Götze…

Aber jetzt lag er auf dem Bett, ohne etwas zu tun. Er wirkte, wie im Schlaf erstarrt, das jedoch war ein Irrtum. Je mehr Zeit verging, um so lockerer nahm er sein Schicksal.

Die erste Furcht war verflogen. Wenn er tatsächlich etwas Besonderes war und über den anderen stand, dann brauchte er sich auch keine Gedanken zu machen.

Er war zu etwas Höherem ausgesucht worden…

Das hatte ihm Dagmar zwar nicht direkt gesagt, es aber irgendwie zu erkennen gegeben und ihm erklärt, daß er so etwas wie ein König werden würde. Er war jetzt alt und reif genug, um dies alles überstehen zu können. Von nun an mußte er Verantwortung tragen.

Das würde ihm nicht schwerfallen. Im Internat war er der intelligenteste Schüler gewesen. Er hatte alle anderen in seiner Altersstufe längst hinter sich gelassen und verfügte bereits über das Wissen eines Abiturienten, der eine hervorragende Prüfung abgelegt hatte.

Er war außergewöhnlich.

Und er mußte Helfer haben, die ihn beschützten, denn davon hatte Dagmar auch gesprochen. Aber konnten ihn die auch vor einer Kugel in Schutz nehmen, die seinen Kopf oder den Rücken traf?

Da war er doch sehr unsicher, und deshalb verstärkte sich das Gefühl der Angst noch. Zudem hatte der Mann gesagt, daß sie das Ziel in ungefähr einer Viertelstunde erreicht haben würden.

»Dann werde ich dich verlassen«, fügte er flüsternd hinzu. »Und ich werde einen Toten verlassen.«

»Überlegen Sie es sich doch!«

»Nein! Es ist schon alles gedacht worden. Wir haben auch die richtigen Schlüsse gezogen.«

Elohim schwieg.

Aber es hatte sich etwas verändert. In seinem Innern spürte er den Aufruhr. Eine andere Kraft machte sich bemerkbar. Sie stärkte ihn, und hinter den Augen spürte er den Druck.

Er schloß sie, weil er Furcht davor hatte, daß dieses helle Licht abstrahlen und den Mann warnen konnte. Seine Stirn preßte er gegen das Kissen, dachte intensiv an seine Gouvernante Dagmar und daran, daß sie ihm helfen mußte.

Beide hörten das Klopfen.

Und beide schraken zusammen, wenn auch aus verschiedenen Motiven. Der Mann deshalb, weil das Geräusch aus dem Nachbarabteil gedrungen war und er sich vorstellen konnte, wer es abgegeben hatte, der Junge allein aus dem Grund der Hoffnung, denn Dagmar schien bemerkt zu haben, was sich in dem anderen Abteil abspielte.

Da der Fremde nichts sagte, sprach Elohim. »Ich bin nicht allein gefahren. Man hat bemerkt, daß…«

»Ja, ich weiß.«

»Dann müssen Sie auch Dagmar umbringen.«

Der andere war still. Er schien tatsächlich über den Vorschlag

nachzudenken. Und er mußte auch eine Möglichkeit finden, der Klemme zu entwischen.

Es klopfte wieder.

Dann hörten sie sogar die Stimme. »Elohim, was hast du? Bist du da? Ich habe dich reden gehört…«

Der Junge wollte eine Antwort geben, aber der Mann war schneller. Als er sich bewegte, zuckte auch sein Schatten über den Boden, und einen Moment später spürte Elohim den kalten Druck der Waffenmündung an seiner Schläfe. »Einen Ton, und ich schieße dich tot!«

Er schwieg.

Sekunden verstrichen.

Der Zug rollte weiter. Ihm war es egal, welche Schicksale sich in dem Wagen abspielten. Er hörte und sah nichts.

»Gib Antwort, Junge!«

Der Mann verstärkte den Druck.

Elohim blieb ruhig.

»Ich warne dich. Wenn du einen Ton von dir gibst, bringe ich dich sofort um.«

Er deutete ein Nicken an.

Der Fremde stand auf, und Elohim wagte es, den Kopf wieder leicht zur Seite zu drehen. So konnte er mit einem Auge den Weg des Mannes verfolgen.

Der brauchte nur einen Schritt zu gehen, um sein Ziel, die Trennwand, zu erreichen. Dicht davor blieb er stehen und zielte mit seiner Waffe gegen die Wand.

Es lag auf der Hand, was er vorhatte. Wenn sich die Frau wieder meldete, würde er genau achtgeben, von wo sie sprach. Und die Kugeln würden die Wand so leicht durchschlagen, als bestünde sie aus Papier.

Elohim wollte sich aufrichten. Als der Mann das leise Knarren der Matratze hörte, fuhr er herum.

»Leg dich hin!«

Der Junge sank zusammen.

In diesem Augenblick meldete sich Dagmar wieder. »Was ist denn los? Warum kommst du nicht? Hat der Mann…?«

Der Mann schoß.

Einmal, zweimal, dreimal. Etwa in Höhe des unteren Bettes feuerte er durch die Wand, und er zielte nicht nur auf eine Stelle, sondern fächerte die Kugeln.

Drei Löcher waren entstanden. Schußgeräusche waren jedoch so gut wie keine zu hören gewesen, denn der Fremde hatte einen Schalldämpfer modernster Konstruktion benutzt. Die Schüsse waren auf das untere Bett abgegeben gewesen. Wer immer dort gelegen

hatte, er mußte einfach getroffen worden sein.
War etwas zu hören?
Der Mann lauschte, und auch Elohim wagte es nicht, laut zu atmen. Aus Furcht, etwas zu zerstören.
Keine Reaktion.
Kein Schrei, kein Stöhnen oder Ächzen. Im Nachbarabteil blieb es beinahe totenstill.
Der Fremde war zurückgetreten und hatte seine Waffe wieder auf den Jungen gerichtet. Er wischte sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. Dieser Mann dampfte, als befände er sich in einer heißen Sauna.
Es tat sich nichts. Schließlich bückte sich der Fremde und warf einen Blick durch eines der Löcher.
Elohim hatte sich aufgesetzt. Unbeweglich hockte er auf dem Bett. War Dagmar tot? Würde der Mann sich umdrehen und ihm die Schreckensmeldung überbringen?
Er drehte sich um.
Mit ihm auch die Waffe.
Schräg zielte er auf den Kopf des Jungen. »Der ist langsamer geworden, wir werden bald halten. Es ist Karlsruhe. Und dort werde ich den Wagen verlassen…«

***

Die Klaue eines Eisriesen hatte mein rechtes Bein umklammert und griff auch nach dem linken. Das Wasser war so kalt, daß ich es nicht beschreiben konnte, aber ich befand mich innerhalb weniger Sekunden in einer fatalen Lage, denn ich war durch das Eis gebrochen und stand mit beiden Beinen im Wasser, ohne allerdings den Grund zu spüren. So nahe am Ufer waren wir auch nicht. Der See war hier so tief, daß er einen Menschen schlucken konnte.
Das Eis brach weiter.
Es knisterte und splitterte. Während ich sackte, sah ich ein Netz von Rissen auf der so urplötzlich dünn gewordenen Eisschicht. Es waren seit dem ersten Durchbruch vielleicht zwei, drei Sekunden vergangen. Genau die Zeit, die Jessica Long benötigte, um festzustellen, daß etwas hinter ihrem Rücken geschehen war.
Sie drehte sich um.
Dort, wo sie stand, war das Eis noch normal hart. Dann rief sie nur ein Wort: »John!«
»Verdammt, ich…«
Ich sackte noch tiefer. Meine Kleidung saugte sich voll. Das Wasser stieg plötzlich so hoch, daß es mein Kinn erreichte. Es fühlte sich an, als wäre die Haut mit einer Rasierklinge eingeschnitten worden. Noch immer fand ich keinen Grund unter den Füßen, aber ich hatte mich

instinktiv richtig verhalten, die Arme ausgebreitet und sie so flach wie möglich auf die Eisfläche neben das Loch gelegt.

Doch die dünne Decke knirschte und knackte weiter. Es waren Geräusche, die mir die Haare zu Berge stehen ließen, und ich erlebte das gesamte Geschehen wie im Zeitlupentempo, wobei ich das Gefühl bekam, daß ich mich schneller bewegte als Jessica.

Sie eilte auf mich zu.

Oder bildete ich mir das alles nur ein? Sie sah aus meiner Perspektive übergroß aus, bewegte auch die Arme, so daß sie mich an einen herbeifliegenden blauen Engel erinnerte.

Noch hing ich fest.

Das Eis hielt. Rechts und links von mir hatte es zwar geknackt und geknirscht, trotzdem hielt das Eis meinem Druck stand. Das allerdings konnte sehr schnell vorbei sein, denn ich traute dem Eis nicht viel zu. Hoffentlich beging Jessica nicht den Fehler, weiterzulaufen. Nein, sie behielt die Nerven. Sie schrie auch nicht um Hilfe, sondern wollte es allein schaffen.

Sie fiel hin.

Vorsichtig sogar, auch wenn es Zeit kostete. Lang legte sie sich auf das Eis, breitete die Arme aus und spreizte die Beine. Eine perfekte Lage, wie aus dem Lehrbuch. Trotzdem fürchtete ich, daß die dünne Oberfläche brach.

Kein anderer war auf uns aufmerksam geworden. Die Spaziergänger und Langläufer bewegten sich auf der Mitte des Sees, wir beide waren ganz allein, und ich sah das Gesicht der jungen Frau in einer Höhe mit dem meinem.

Es war vor Anstrengung verzerrt. Der Mund stand offen, sie keuchte und streckte mir ihre Arme entgegen.

Ich wollte etwas sagen, hatte aber Furcht davor, es zu tun.

Dann sprach sie. Stoßweise und keuchend drangen die Worte aus ihrem Mund. »John, wir… wir schaffen es. Beweg den rechten Arm auf mich zu - bitte…«

Das mußte ich tun, auch wenn es leichter gesagt als getan war. Meinen Oberkörper spürte ich kaum noch. Ich hatte sogar das Gefühl, als hätte mein Herz zu schlagen aufgehört. Wenn sich ein Mensch je in einen Eiszapfen verwandelt hatte, so war das mit mir geschehen.

Um Jessicas Hand näher zu kommen, mußte ich meinen rechten Arm im Halbkreis bewegen. Obwohl es mich drängte und es in meiner Nähe wieder gefährlich laut knirschte, riß ich mich zusammen und hielt mich an die Regeln.

Ihre und meine Hand näherten sich einander, obwohl wir noch ziemlich weit voneinander entfernt waren und ich keine Sicherheit besaß, es auch zu schaffen.

»Langsam, John, langsam! Keine Hektik, keine Aufregung. Wir

packen das, John…«

Ich wollte es auch.

Sie schob sich näher.

In ihrem Gesicht stand ein Ausdruck, als wären sämtliche Muskeln entgleist. Sie schaute mich auch nicht an, sondern schielte auf unsere beiden Hände.

Kamen sie zusammen?

Ja, die Fingerspitzen berührten sich. Das war für mich ein erster Hoffnungsschimmer.

Nur nicht zucken.

Nur keine zu hastige Bewegung.

Die Sonne brannte gegen meinen Kopf. Von unten spürte ich- nichts mehr. Mein Körper schien nicht mehr vorhanden zu sein. Es war nur noch Eis.

Jessica schluchzte auf, als sie sich noch weiter bewegte. Und diese wenigen Zentimeter reichten aus, um endlich die Finger krümmen zu können.

Ich tat es ihr nach.

Jetzt hakten wir uns aneinander.

Pause.

Sekunden nur, dann rutschte Jessica Long weiter nach vorn. Auch sie ging ein verdammt großes Risiko ein, als sie versuchte, mein Leben zu retten. Jeden Moment konnte sie einbrechen, dann waren wir beide verloren.

Sie ruckte noch einmal.

Hielt das Eis?

Irgendwo knackte es.

»Ich mach' weiter, John!«

Wie sie das gemeint hatte, erfuhr ich sofort danach. Sie ließ mich für einen Moment los, streckte sich, so daß sie zupacken konnte.

Jetzt hielt sie mein Gelenk.

Sie weinte plötzlich, weil sie wußte, daß nun ein wahnsinnig schwieriger Teil der Rettungsaktion begann.

Sie mußte mich rausziehen…

Ich half etwas dabei mit, ohne die Beine richtig bewegen zu können. Ich wollte nur meinen Körper nach oben und nach vorn drücken, das war die Chance, dem eisigen Tod zu entwischen.

Jessica Long behielt die Nerven. Es war schon bewundernswert, wie sie es schaffte. Sie schrie nicht, sie zitterte nicht, sie strengte sich nur unwahrscheinlich an und stand unter einer kaum zu beschreibenden Konzentration, obgleich sich die knirschenden und knackenden Geräusche, mit denen das Eis brach, verstärkt hatten.

In diesen unwahrscheinlich lang werdenden Sekunden bewunderte ich Jessica mehr als alles andere auf der Welt, und ich spürte, wie ich

allmählich, aber nur Millimeter für Millimeter, in die Höhe gezogen und dem eisigen Wasser entrissen wurde.

Trotzdem hatten wir noch nicht gewonnen. Das Eis vor mir mußte halten. Ich hielt den Kopf leicht gebeugt, und ein scharfer Rand schnitt in meine Haut am Kinn wie die breite Klinge eines Rasiermessers.

»Ich packe es!« keuchte sie und machte sich damit Mut. »Verdammt noch mal, ich packe es!«

Ich gab keine Antwort. Irgendwie konnte ich auch nicht reden. Mein gesamter Körper war starr wie ein Eiszapfen. Ich hoffte nur, daß meine Konstitution stark genug war, dies hier ohne bleibende Schäden zu überstehen.

Noch immer rutschte ich vor.

Mein Atem pfiff. In Wolken drang er über meine Lippen hinweg. Ich stierte nach vorn auf die grünlich schimmernde, dünne Eisfläche. Als einzige Wärme spürte ich das aus der Kinnwunde rinnende Blut. Es hinterließ auf dem Eis einen rosigen Belag.

Dann war es geschafft.

Auch die Beine glitten aus dem eiskalten Wasser. Ich bewegte sie zum erstenmal, das heißt, ich versuchte es, aber es gelang mir kaum, sie anzuziehen.

Sie waren einfach zu steif und erinnerten mich an Marmorstempel, die an meinem Unterkörper hingen.

Dann rollte ich mich über das Eis, wo es noch hart war, und Jessica, meine Lebensretterin, kroch auf mich zu, weil sie mich bei diesen Bewegungen unterstützen wollte.

Ich selbst konnte nicht viel dazu beitragen, und den wichtigen Rest übernahm sie ebenfalls.

Sie befahl mir, auf dem Rücken liegen zu bleiben. Der Platz war günstig, denn wir wurden beide von der Sonne beschienen. Dann zog sie mich aus. Und es war ihr egal, ob ich rücklings mitten auf dem zugefrorenen St.-Moritz-See lag, wo die Schickeria oft genug ihre Champagnerfeste feierte und Polo auf dem Eis spielte.

Es gab zwar Menschen, die uns sahen. Die wiederum waren zu weit entfernt, um Einzelheiten erkennen zu können.

Jessica arbeitete schnell und geschickt, bis ich nackt war. Dann zog sie ihren gefütterten Parka aus und deckte mich zu, damit ich das Gefühl einer gewissen Wärme bekam.

Sie ging weg und holte Schnee.

Als sie zurückkam, ging es los. Sie rubbelte mich mit dem Zeug ein. Sie keuchte selbst und geriet ins Schwitzen, während in mich allmählich die Wärme und damit auch das Leben zurückkehrte.

Ich wollte zwischendurch etwas sagen, aber Jessica hatte heute ihren strengen Tag und verbot mir den Mund. So ließ ich sie arbeiten und

fragte mich, wie das alles hatte geschehen können.

Der See war zugefroren. Es gab eigentlich keinen Flecken, wo das Eis hätte dünn sein können. Und wenn dies tatsächlich so war, dann konnte man es sehen.

Nicht an dieser Stelle.

Das Eis war urplötzlich gebrochen. Und Jessica Long, die vor mir gegangen war, hatte zwei Sekunden zuvor dieselbe Stelle passiert, ohne daß ihr etwas passiert war. Da kam ich nicht mit. Das mußte einen anderen Grund haben. Ich dachte wieder an die Warnung, die mir von Franca Simonis in Form des beschriebenen Zettels zugesteckt worden war.

Ich lachte nicht mehr darüber. Im Gegenteil, jetzt mußte ich sie einfach ernst nehmen.

Ohne Grund war das Eis unter meinem Gewicht gebrochen. Ich konnte nichts dafür, ich war nicht so schwer, es mußten einfach andere Kräfte eine Rolle spielen.

Da kam ich ins Grübeln…

Sollten sich meine Erzfeinde an meine Fersen geheftet haben? Wollten sie mich hier im Oberengadin, wo ich eine Woche Urlaub machen wollte, aus dem Weg schaffen?

Zuzutrauen war es ihnen.

Der Urlaub war ja nicht meine Idee gewesen. Jessica hatte mich dazu überredet. Jetzt mußte ich davon ausgehen, daß mich die Schwarzblütler nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen hatten und immer bereit waren, mich zu töten.

Zwei Hände rubbelten weiter. Ich wußte, daß sie zupacken konnten, aber so kräftig hatte ich sie noch nicht erlebt. Jessica war in diesen langen Minuten ein Phänomen, sie brachte meinen Kreislauf wieder einigermaßen auf Vordermann, und die warme Märzsonne tat das ihrige, um meine Kleidung einigermaßen zu trocknen.

»Du kannst das Zeug trotzdem nicht anziehen«, sagte Jessica, als sie sich aufrichtete und eine Pause einlegte.

»Warum nicht?«

Sie krauste die Nase. »Zu feucht.«

Ich grinste schief. »Soll ich nackt zurück ins Hotel wandern? Oder in deinem Parka?«

Jessica lachte laut auf. »Das wäre mal was Neues. So was haben die Leute hier sicherlich noch nicht gesehen. Nein, es gibt eine andere Möglichkeit. Du wartest hier auf mich, bis ich mit neuer Kleidung zurückkomme. Ich laufe über den See nach St. Moritz. Dort bekomme ich alles, was ich haben will.«

»Und ich bleibe hier solange liegen - wie?«

»Ja.« Bisher hatte sie gekniet, nun stand sie auf. Sie lächelte auf mich herab. »Stell dir mal vor, es kehrt deine neue Freundin zurück. Was

würde die dazu sagen, wenn sie dich fast nackt auf dem Eis liegen sieht? Wäre doch einen Spaß wert, nicht?«

»Hör auf, so bissig zu sein.«

»Bin ich das?«

»Ja, das bist du.« Ich lächelte weich. »Trotzdem, ich bedanke mich. Du hast mir das Leben gerettet, Jessica.«

Sie winkte ab. »Ach, vergiß es. Das hätte ich auch bei jedem anderen getan.«

»Du wirst lachen, das glaube ich dir sogar.«

Sie hob ihre Sonnenbrille auf, die sie bei der Aktion verloren hatte. »Ich werde mich beeilen, das verspreche ich dir. Es kann trotzdem eine Stunde dauern.« Sie deutete auf die Stadt. »So nahe liegt sie auch nicht.«

»Ich weiß«, stöhnte ich gottergeben.

Jessica winkte mir noch einmal zu und verschwand. Sie hatte kaum etwas von der Nässe mitbekommen.

Mir war ja schon viel passiert. Es hatte auch keinen Sinn, darüber nachzudenken. Was ich nun allerdings erlebte, setzte dem Faß die berühmte Krone auf.

Nur in einen kurzen Frauenparka eingewickelt lag ich auf dem zugefrorenen St.-Moritz-See und hoffte, daß die Menschen nicht zu nahe an mir vorbeikamen. Gleichzeitig drückte ich mir die Daumen, daß sich der Himmel nicht bewölkte und die Sonne verdeckt wurde. Dann konnte es sehr kalt werden.

Das allerdings war nicht zu befürchten. Wenn ich in die Höhe schaute, sah ich einen wunderschönen seidigblauen Himmel. Er war ein Gedicht und von der Farbe her so intensiv, daß er schon beinahe kitschig wirkte.

Ich dachte an meine Freunde in London. Wenn die hörten, was mir passiert war, sie wären aus dem Lachen erst gar nicht herausgekommen.

Doch so lächerlich war die Sache nicht. Nach wie vor rätselte ich darüber nach, wie es möglich war, daß dieses feste Eis so plötzlich unter mir zusammengebrochen war.

Das hatte keine natürliche Ursache gehabt.

Ich richtete mich etwas auf und schaute dorthin, wo es geschehen war. Noch immer war das Loch vorhanden. Auf ihm trieben kleine grünliche Eisschollen, und ich bekam im nachhinein noch eine Gänsehaut, was sicherlich nicht am kalten Schnee allein lag.

Man hatte mir eine Falle gestellt.

Und Franca Simonis hatte es gewußt!

Wieso - weshalb? Welche Rolle spielte sie in diesem Akt, dessen Regeln ich nicht kannte? Was braute sich da zusammen? War dieses Gebiet zu einer dämonischen Falle für mich geworden? Hatte man

hier auf mich gelauert?

Ich wurde plötzlich kribblig und hatte das Gefühl, stark zu schwitzen. Mein Mund war trocken, vom Magen her stieg die Säure hoch, und auf einmal kam ich mir hilflos vor, trotz des Kreuzes, das noch vor meiner Brust hing.

Die Beretta und den Dolch hatte ich mit in Urlaub genommen, beide Waffen aber lagen im Hotel.

Durch meine Sondererlaubnis hatte ich beim Zoll keine Schwierigkeiten bekommen.

Ich dachte an Sukos Abschiedsworte, der geunkt hatte. »Du und in Urlaub fahren, John? Das kann nicht gutgehen. Das hat einfach keinen Sinn, mein Freund.«

Er hatte leider recht behalten, obwohl ich dämonische Aktivitäten nicht beweisen konnte.

Eines aber hatte ich mir fest vorgenommen. Ich wollte mich so rasch wie möglich mit Franca Simonis in Verbindung setzen, um mehr von ihr über die geheimnisvolle Warnung zu erfahren.

Ich rückte ein wenig zur Seite, weil ich in der Sonne sitzen wollte, und ich dachte daran, daß ich mir den Oberkörper verbrennen würde, denn eingecremt war ich nicht.

So gut wie möglich schützte ich ihn durch Jessicas Parka und zählte die Minuten, bis sie endlich zurückkehrte. Immer wieder schaute ich quer über den See auf die so bekannte Kulisse des Jetset-Dorfs mit der Fassade des Palace-Hotels im Zentrum.

Wenn mich jetzt irgendwelche Schwarzblütler erwischten, hatten sie mehr als leichtes Spiel.

Niemand kam.

Auch kein neugieriger Skifahrer oder Spaziergänger verirrte sich zu mir. Ich blieb allein, und es war bestimmt mehr als eine Stunde vergangen, als Jessica zurückkehrte. Ich sah sie schon von weitem, hob meinen Arm, und sie winkte zurück.

Jessica trug eine Tragetasche aus hartem Papier. Sie nickte mir zu, stellte die Tasche ab und fragte lächelnd: »Na, hast du dich gut gesonnt?«

»Ha, ha…«

Sie griff in die Tasche und warf mir zuerst die neue Unterwäsche zu. Sie paßte wie angegossen.

Jessica hatte dafür wirklich einen guten Blick gehabt, ebenso wie für die anderen Dinge. Denn die dicke grüne Cordhose und auch der Pullover in fast der gleichen Farbe, nur mit einem leichten gelben Muster darin, saßen ebenfalls wie angegossen.

»Fertig ist die Modenschau«, sagte ich.

»Dann können wir ja gehen.«

»Aber zum Hotel.«

Sie nickte. »Das denke ich auch.«

Ich verstaute meine alten Sachen in der Tüte. Die Jacke legte ich obenauf. Noch einen letzten Blick warf ich auf das Loch im Eis. Eine Erklärung hatte ich noch immer nicht.

»Was ist?« fragte Jessica.

»Nichts, laß uns gehen.«

»Okay.«

Sie sagte nichts mehr. Nur einmal wunderte sie sich, daß ich so schweigsam war.

»Ich denke noch immer daran, wie knapp ich dem Tod entronnen bin. Das schüttelt man nicht so leicht ab.«

»Da hast du recht, John…«

Ich fühlte mich wieder besser, und ich würde einer gewissen Franca Simonis bestimmt einige Fragen stellen…

***

Der Junge wußte genau, was die letzten Worte des Fremden zu bedeuten hatten, trotz der indirekten Aussage. Man hatte ihn schon vorher in die Pläne eingeweiht.

Wenn der Mann den Zug verließ, würde er zumindest eine Leiche hinterlassen. Was mit Dagmar geschehen war, wußte Elohim nicht. Er saß wieder auf der Bettkante und schielte zum Fenster. Das Rollo war nicht völlig nach unten gezogen worden, ein kleiner Spalt blieb frei, und durch diese Lücke schimmerten Lichter. Die ersten Vororte der Stadt waren bereits erreicht worden. Nicht mehr lange, dann würde die Schlange der Wagen den Bahnhof erreichen.

»Es tut mir nicht einmal leid«, sagte der Mann, »denn ich weiß, daß ich einer gerechten Sache diene. Sie dürfen dich nicht in Pontresina begrüßen. Es wäre für die Welt fatal.«

»Warum?«

»Muß ich dir das sagen?« flüsterte der Fremde.

»Ja.«

»Du weißt es genau, und ich lasse es nicht zu, daß du Zeit schindest. Man hat mich schon gründlich vor dir gewarnt. Vor einem netten, sogar charmanten Jungen, der so aussieht, als könnte er keiner Fliege etwas zuleide tun. Das stimmt möglicherweise. Einer Fliege nicht, aber wie steht es mit den Menschen. Du bist kein normales Kind, du siehst nur so aus, du bist anders, und deshalb mußt du getötet werden.«

Der Mann hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als der Zug noch mehr an Geschwindigkeit verlor. Die negativen Kräfte machten sich bemerkbar. Der Mann mußte sich noch härter gegen die Rückenstütze drücken, um das Gleichgewicht zu bewahren.

Er richtete die Waffe auf den Jungen.

Sein Finger berührte den Abzug.

Er brauchte ihn nur um eine Idee nach hinten zu ziehen…
Elohim schaute ihn an.
Bereits in den letzten Sekunden hatte er eine ungewöhnliche Kraft gespürt, die in seinen Körper geströmt war und von ihm Besitz ergriffen hatte. Es war ein Gefühl, für das er keine Erklärung besaß. Es kribbelte in ihm, und gleichzeitig schien er über sich selbst hinauszuwachsen. Angst hatte er nicht mehr.
Er schaute den Fremden an.
Der sah in das Gesicht des Jungen, in die Augen…
Er stöhnte.
Plötzlich waren sie weiß geworden, strahlend hell, erfüllt von einem fast wahnsinnigen Licht. Sie sahen aus wie zwei Sterne, die vom Himmel gefallen und jetzt sehr nahe waren. Ein Blick, den er noch nie erlebt hatte, der ihm durchging, der ihn tief traf und etwas in ihm veränderte.
Er spürte Schmerzen…
Hart biß er die Zähne zusammen. Der Schweiß trat aus seinen Poren. Er wollte abdrücken und stellte fest, daß er seinen rechten Zeigefinger nicht mehr bewegen konnte. Dieses Glied war gelähmt wie alle anderen auch. Der Zeigefinger war steif geworden, denn der Blick hatte ihn gebannt.
Er hatte noch seinen Blick senken können und schaute nun zu, wie sich seine Hand nach unten senkte. Sie knickte einfach ab, drohte im nächsten Moment zu Boden zu fallen.
Damit rechnete er sogar. Statt dessen rutschte nur die schwere Waffe aus seinen Fingern, weil er sie nicht mehr halten konnte. Daß der Zug gehalten hatte, bekam er nicht mit, sein Blickfeld galt einzig und allein dem Jungen, der so ungewöhnlich lächelte und sich mit langsamen Bewegungen erhob.
Das Lächeln blieb. Es war kalt und hintergründig, gleichzeitig wissend und gefährlich.
Ein tödliches Lächeln…
Der Fremde hatte die Schmerzen erlebt, ohne sich dabei von seinem Platz bewegt zu haben. Noch immer drückte er sich mit dem Rücken gegen das Holz. Es war die einzige Stütze, doch auch die hielt nicht mehr lang, denn die Kraft rann aus seinem Körper. Zugleich verstärkten sich die Schmerzen, und ihm kam es vor, als würden tausend Messer durch seinen Körper jagen, um ihm von innen her die Haut aufzuschneiden.
Blut…
Er sah es nicht, er schmeckte es: Aus irgendeinem Quell schien es in seinen Hals zu schießen, und er hatte das Gefühl, daran ersticken zu müssen.
Er würgte, öffnete dabei den Mund, der offen blieb, allerdings

mehrfach zuckte.
Er spie Blut auf den Teppich.
Dann fiel er selbst.
Ein letztes Röcheln drang aus seinem Mund. Er breitete noch die Arme aus, um sich an der Gestalt des Jungen festzuhalten, was er nicht schaffte, denn Elohim trat mit einer geschickten Bewegung zur Seite, so daß der schwere Körper des Mannes mit einem dumpfen Laut zu Boden fiel und sich nicht mehr rührte.
Es war vorbei.
Elohim wischte über sein Gesicht und berührte dabei auch seine Augenlider.
Dann atmete er tief durch.
Der Zug fuhr wieder an. In diesem Moment war auch der Fremde endgültig tot.
Bevor sich Elohim bückte, schaltete er das hellere Licht an. Dann rollte er den Körper zur Seite, damit er in das Gesicht des Toten schauen konnte.
Es sah aus, als hätte der Mann um den Mund herum einen roten Bart bekommen. Dort war das Blut über seine Lippen gesickert, hatte sich aber in der Umgebung der Lippen gehalten. Es sah schaumig aus und zeigte ein Muster aus Blasen auf der Oberfläche. Wahrscheinlich war die Lunge durch einen ungemein starken Druck verletzt worden.
Er richtete sich wieder auf.
Sein Gesicht zeigte keine Regung. Auch dann nicht, als er gegen die Trennwand schaute und die drei Löcher sah. Sie waren eine Erinnerung an die Kugeln.
Ihm wurde leicht übel, wenn er daran dachte, daß seine Gouvernante Dagmar von einem Geschoß erwischt worden war. Er mußte zu ihr gehen und nachsehen.
Noch traute er sich nicht, denn beim letzten Halt waren einige Fahrgäste zugestiegen, die sich noch auf dem Gang aufhielten. Jedenfalls hörte er ihre Schritte und auch die flüsternden Stimmen.
Die neuen passierten sein Abteil. Irgendwo wurde eine Tür überlaut zugeschlagen, dann wurde es wieder ruhig.
Elohim schaute auf die Uhr.
Die vierte Morgenstunde war angebrochen. Der längere Stopp würde in Basel sein, wo Wagen abgekoppelt wurden. Vorher hielten sie noch in Freiburg. Ihm wurde bewußt, daß er sich etwas einfallen lassen mußte, um die Leiche verschwinden zu lassen oder selbst den Zug zu verlassen, falls Dagmar keinen besseren Vorschlag aufzuweisen hatte, vorausgesetzt, sie hatte den heimtückischen Anschlag überlebt, was nicht so sicher war. Gemeldet hatte sie sich jedenfalls nicht.
Er wartete noch einige Sekunden ab, zwang sich zur Ruhe, streifte sein Haar zur Seite und öffnete erst dann sehr vorsichtig die schmale

Abteiltür.
Zuerst schaute er nach links. Dort war der Gang menschenleer. Auch der Zugbegleiter war nicht zu sehen. Auf der rechten Seite verhielt es sich ebenso.
Elohim schlüpfte aus dem Abteil. Seltsamerweise dachte er dabei an die Kugellöcher, die es abzudichten galt, damit alle Spuren verwischt waren. Vor seiner Abteiltür blieb er stehen. Er fror plötzlich. Schreckliche Bilder zuckten wie Momentaufnahmen durch sein Gehirn. Er sah Dagmar in ihrem Blut liegen, von drei Geschossen durchlöchert, bleich und blutig.
Dieses Bild war wie ein Schatten gekommen und auch ebenso schnell wieder verschwunden.
Er mußte es wissen.
Als der Junge sein Abteil verlassen hatte, war die Tür offen geblieben. Dagmar würde sicherlich nicht wieder von innen abgeschlossen haben. Er drückte die etwas kantige Klinke nach unten und atmete auf, als er die Tür nach innen schieben konnte, wobei sie einen schwappenden Laut produzierte.
Das war geschafft!
Das Licht war mager. Er mußte sich erst daran gewöhnen. Zunächst hatte er das Gefühl, in einem düsteren Tunnel zu stehen, in dem die Einzelheiten verschwammen.
Elohim traute sich nicht, nach Dagmar zu rufen. Er hatte Furcht, keine Antwort mehr zu bekommen.
Sein Herz schlug schnell. Elektrische Ströme flossen durch seinen Körper. Die Hand lag zwar neben der Tür nahe des Schalters, doch auch ihn legte er nicht herum, aus Furcht davor, daß ihm die Helligkeit etwas Schreckliches zeigen könnte.
Sein Blick glitt nach links, wo auch die beiden Betten übereinander gebaut waren.
Er hatte oben gelegen, Dagmar unten.
Dort lag sie auch.
Er wußte, daß die drei Kugellöcher an der Wand ihre Spuren hinterlassen hatten, er sah den dunklen Körper, der etwas klumpig wirkte, weil die Beine nicht ausgestreckt waren.
Die Frau rührte sich nicht.
Der Schreck durchfuhr ihn wie eine heiße Messerklinge. Sollten die Kugeln doch getroffen haben.
Das Schwanken des Wagens erinnerte ihn an eine rollende Gruft, in deren Mittelpunkt eben diese Tote lag, und er traute sich erst nach einer Weile, den Namen seiner Begleiterin flüsternd auszusprechen.
»Dagmar…?«
Nichts.
Etwas drückte gegen seine Augen. Der Junge wußte, daß es Tränen

waren, er hielt sie aber zurück.

Dann versuchte er es mit einem erneuten Ruf, trat diesmal näher an die Liegestatt heran und beugte auch seinen Kopf vor, weil er endlich den Mut gefunden hatte, sich genauer zu informieren.

Er hörte das Lachen…

Zuerst bekam er einen Schreck, da er es nicht als solches identifizieren konnte. Er hatte den Eindruck, von einem Geist ausgelacht zu werden, der unsichtbar über ihm schwebte.

Das Lachen wiederholte sich.

Der Junge wußte Bescheid.

Dagmar lebte!

Und dann lachte auch er.

Schrill und hoch, aber leise genug, um nicht im Nachbarabteil gehört zu werden.

Dagmar richtete sich auf. Soviel Elohim erkennen konnte, war sie unverletzt, aber das dämmrige Licht täuschte leicht. Dagmar ahnte etwas von seinen Sorgen, sie schaltete die nächste Stufe ein, die Elohim sehr viel heller vorkam.

Sie saß vor ihm.

Er schaute sie an. Dabei suchte er jeden Flecken ihres Körpers ab, ob eventuell Blut zu sehen war, das in die Kleidung gesickert war. Nein, nichts, sie war okay.

»Hallo, Kleiner«, sagte sie.

Der Junge konnte nur nicken.

»Geht es dir gut?«

Er antwortete mit einer Gegenfrage. »Und dir?«

»Mir geht es ausgezeichnet.«

»Das ist fein.«

Sie streckte die Arme aus und winkte mit den Händen. »Komm her zu mir, mein Kleiner.«

Erst wollte er nicht, dann ging er doch vor, und Dagmar nahm ihn in ihre Arme. »Ist es nicht wunderbar, daß du deine große Prüfung allein bestanden hast?« Ihre Lippen bewegten sich so dicht an seinem Ohr, daß sie die Haut berührten.

»Wie meinst du?«

»Der Mann lebt doch nicht mehr - oder?«

Er wartete etwas. »Das… das stimmt. Er ist tot. Er… er starb vor meinen Augen.«

»Wie starb er?«

»Er fiel um…«

»Einfach so?«

»Nein und ja. Er hatte Blut auf seinen Lippen, als ich ihn anschaute. Genau in dem Augenblick, wo er die Waffe auf mich gerichtet hielt und mich töten wollte.«

Noch immer befand sich Dagmars Mund dicht an seinem Ohr. Als sie lachte, zischelte es in den Gehörgang des Jungen. »Das ist ja wunderbar. Du hast es endlich geschafft, deine Kräfte so wunderbar zu konzentrieren. Du hast ihn damit fertiggemacht. Du hast ihn innerlich zerrissen. Er hat dir nicht widerstehen können. Er war einer von vielen oder einer von allen, die dies nicht schaffen, mein Kleiner.« Sie strich über seine Arme. »Keiner wird es schaffen. Das Versprechen hat sich erfüllt. Es ist alles so gekommen, wie es in der Prophezeiung gesagt wurde. Wir können uns gratulieren, wirklich.«

»Ich konnte nicht einmal etwas dazu.«

»Das glaube ich dir sogar. Du hast deine Macht aktiviert, die latent in dir schlummert, und ich hoffe, daß du es endlich begriffen hast, denn auf dem Bahnhof ist das nicht der Fall gewesen. Beim Tod der alten Frau warst du noch sehr überrascht.«

»Wieso denn? Ich habe sie doch nicht getötet!«

»Wer sonst?«

»Du hast doch von einem Herzschlag gesprochen.« Elohim war plötzlich aufgeregt. »Ein Herzschlag ist es gewesen. Die Frau hatte eben ein zu schwaches Herz.«

»Das kam hinzu, Kleiner. Jedes Sterben hat eine Ursache. Bei ihr war es der Herzschlag, da hast du ihren schwachen Punkt getroffen. Was es bei dem namenlosen Fremden war, weiß ich nicht. Wahrscheinlich platzte die Lunge. Er hat dir und deinen Augen nicht widerstehen können, denn du bist der Junge mit dem Jenseitsblick. Du kannst es tatsächlich schaffen, mit den Augen zu töten. Ich bewundere dich dafür, und ich freue mich, daß du so gut geworden bist und wir alle uns in dir nicht getäuscht haben.«

Elohim hatte zwar einiges verstanden, aber nicht alles begriffen. Er wollte wissen, wer die Personen waren, die als *wir alle* bezeichnet wurden.

»Es sind deine treuen Diener, mein Kleiner.«

»Ach ja?«

»Du wirst sie kennenlernen, du wirst sie erleben, das kann ich dir versprechen.«

Er wollte nicht mehr in Dagmars Armen liegen und befreite sich deshalb, blieb aber auf dem Bett sitzen und schaute ihr aus kurzer Entfernung ins Gesicht. Das Haar hatte sie gelockert. Es fiel in mächtigen Wellen um ihren Kopf und reichte mit seinen Enden bis auf ihre Schultern. Sie gehörte zu den Menschen, die sich für die Sache aufopferten. Das war allein an ihrem Blick zu erkennen, in dem ein gewisser Fanatismus leuchtete, der ihr Gesicht mit dem etwas zu breiten Mund eine gewisse Härte gab.

Ein Problem brannte Elohim noch immer auf den Nägeln. »Weißt du auch, daß der Mann geschossen hat?«

»Natürlich.«

Dagmar hatte die Antwort sehr locker gegeben, und der Junge drehte sich um. Er deutete auf die Kugellöcher in der Wand. »Dort«, flüsterte er, »dort sind die Zeichen. Er hatte die Waffe schräg gehalten, damit er dich auch erwischt…«

»Er hat es aber nicht.« Sie gab die Antwort sehr sicher und lächelte dabei.

»Warum nicht?«

Dagmar stand auf und deutete auf die Unterlage. Die Kugeln waren in die Matratze gefahren. Sie hatten kleine Löcher hinterlassen, aber nicht in ihrem Körper.

Elohim staunte. »Dann bist du schneller als eine Kugel?«

»Nein, mein Kleiner, das nicht. Ich habe nur nach vorn gesehen, wenn du verstehst.«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Dann will ich es dir erklären. Ich wußte, daß sich nebenan ein Drama abspielen würde. Man kann es auch als deine Feuertaufe bezeichnen, die du bestanden hast. Das war mir alles klar, es machte mir auch nichts aus, dich allein zu lassen, weil ich voll und ganz auf deine Kräfte vertraut und gebaut habe.«

»Stimmt, Dagmar. Aber ich rede hier nicht von mir, sondern einzig und allein von dir.«

»Na und?«

»Wie konnte es geschehen?«

Sie lächelte wissend. »Sehr einfach, denn auch ich bin etwas Besonderes, mein Kleiner.«

»Du…?«

»Ja, ich.« Sie stand auf und strich ihren Pullover glatt. Dann ging sie so weit zurück, bis sie mit dem Rücken beinahe das Waschbecken berührt hatte.

Als der Junge aufstehen wollte, bedeutete sie ihm, sitzenzubleiben. »Nein, warte ab, mein Kleiner, denn jetzt bin ich an der Reihe. Ich werde es richten.«

Er tat nichts. Starr schaute er seiner Gouvernante entgegen, die beide Arme leicht anhob und sie dabei so gut wie möglich ausstreckte. Auf ihrem Gesicht erschien ein Lächeln, und ihre Haut wirkte plötzlich viel bleicher als sonst.

»Schau nur zu«, flüsterte sie dem Jungen entgegen. »Dann wirst du es begreifen.«

Er schaute zu.

Und er konnte nicht fassen, was er in den folgenden Sekunden mit eigenen Augen sah…

***

Dagmar demonstrierte etwas, was übermenschlich war. Sie beugte sich sehr weit vor und hätte eigentlich durch diesen Winkel zu Boden fallen müssen, doch sie blieb in der Lage, hielt die Arme ausgestreckt und befand sich mit ihrem Kopf in Höhe des Gesichts ihres Schützlings.

Der Zug fuhr durch die Nacht, die Wagen schwankten leicht, sie zitterten. Manchmal rumpelten sie auch, doch dies alles waren nur Nebengeräusche, die der Junge kaum mitbekam, weil ihn Dagmars Demonstration faszinierte.

Sie blieb sogar in dieser Haltung, aber sie veränderte sie trotzdem, was so leicht aussah, es aber bestimmt nicht war, denn sie hob plötzlich ihre Beine an.

Es geschah sehr locker, als hätte sie nie etwas anderes getan. Es hingen auch keine Bänder an den Beinen, die sie etwas hätten in die Höhe ziehen können, dies geschah aus eigener Kraft, und sie bildeten mit dem Oberkörper sehr bald eine Linie.

Dagmar schwebte über dem Boden…

Elohim rann es eiskalt den Rücken hinab. Dennoch verspürte er keine Angst, eher eine gewisse Freude darüber, unter einer Gleichgesinnten zu sein.

Dagmars Kräfte waren mächtig und erfüllt von einem gewaltigen Zauber. Und sie schwebte unhörbar in die Höhe, immer der gewölbten Decke entgegen, so daß sie den Jungen an einen verkleideten Engel erinnerte. Um sie ansehen zu können, hatte er seinen Kopf zurückgelegt, sein Mund zitterte, nur war er nicht in der Lage, einen Kommentar abzugeben. So blieb er mit bebenden Lippen auf seinem Platz sitzen und ließ Dagmar nicht aus den Augen.

Sie hatte jetzt die Decke erreicht.

Das lange Haar hätte nach vorn fallen müssen, nur gehorchte es nicht mehr den Gesetzen der Schwerkraft, denn es stand an den Seiten ab, und zwischen den einzelnen Strahlen flimmerte es auf, als würden Lichtströme durch die Haarflut zischen.

Sie blieb in diesem Zustand. Lächelte breit und präsentierte sich so dem staunenden Jungen.

»Dagmar…«

»Was ist?«

»Du bist…«

Sie ließ ihn nicht ausreden und lachte leise. »Ja, auch ich bin etwas Besonderes. Man hat mich nicht grundlos zu deinem Schutz abgestellt, mein Junge.«

Elohim fröstelte. Dabei schwitzte er trotzdem. Die Luft im Abteil war eine andere geworden. Er hatte das Gefühl, von Kälte und Wärme zugleich getroffen zu werden. Wenn er einatmete, schien in seinem Kopf etwas zu explodieren, fremde Bilder stiegen vor seinem geistigen

Auge auf. Er sah sich auf einem Thron sitzend, umgeben von einer gewaltigen Menschenmenge, eingehüllt in helle Blitze, und er sah, wie sich die Menschen vor ihm auf die Knie warfen. Er trug einen blauen Mantel, hielt einen Stab in seiner Hand, und aus dem Mantelausschnitt kroch ein kleines, bösartig aussehendes Tier, nicht größer als ein Eichhörnchen, versehen mit einem kleinen Ziegenkopf und zwei Hörnern. Es waren Bilder, die er nicht begreifen konnte, möglicherweise Visionen aus einer fernen Zukunft, obwohl er noch immer ausgesehen hatte wie ein Kind.

Die Furcht nagte in ihm.

Gleichzeitig auch die Freude darüber, daß er ebenfalls etwas Besonderes war.

Die Bilder verschwanden in dem Augenblick als er seinen Blick von der schwebenden Frau nahm.

Dagmar sank langsam zu Boden. Sie hielt dabei die Arme angelegt, machte sie so starr, als wollte sie sich direkt in einen für sie parat stehenden Sarg legen.

Dabei blieb sie auf dem Boden stehen und nickte Elohim einige Male zu. »Du weißt jetzt immer mehr, aber nicht einmal die Hälfte. Ich bitte dich, nicht neugierig zu sein und alles in Ruhe abzuwarten. Deine große Zeit wird noch kommen.«

»Ja«, flüsterte er, »meine Zeit. Aber was ist meine Zeit? Wie kann ich als Kind…?«

»Später, mein Lieber, später. Zunächst einmal hast du sehen können, wie ich den Kugeln entging. Es war für mich wirklich keine Kunst, und ich bin nicht einmal stolz darauf gewesen.«

»Dazu kann ich nichts sagen.«

»Ich weiß es.«

Elohim hatte sich wieder hingesetzt, da er das Gefühl hatte, seine Beine wären bleischwer geworden. Durch seinen Kopf huschten zahlreiche Gedanken, nur schaffte er es nicht, sie in eine bestimmte Reihenfolge zu bringen. Es war alles so unverständlich für ihn geworden, so anders und nicht zu fassen.

Inzwischen hatte er erkannt, daß es sich um ihn drehte und daß er etwas Besonderes war. Das akzeptierte er auch, mehr aber nicht, denn er wollte nicht länger darüber nachdenken.

Später vielleicht…

Dagmar legte ihm eine Hand auf die Schulter. Elohim zuckte unter der Berührung zusammen.

»Was ist los mit dir?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du brauchst keine Furcht zu haben. Wir sind stärker als andere. Mit dir zusammen sind wir wunderbar. Da kann uns niemand etwas anhaben, das solltest du wissen.«

Der Junge nickte und senkte dabei seinen Kopf. Das dunkle Haar fiel weit nach vorn und blieb in der Stirn hängen. Seine anderen Gedanken und Vorstellungen waren weit weggedrückt worden, er konzentrierte sich wieder mehr auf die Gegenwart. »Da ist noch ein Toter im Nachbarabteil, Dagmar…«

»Ich weiß.«

»Man wird ihn finden.«

Sie lächelte. »Stimmt.«

»Und das macht dir nichts aus?«

»Nein, mir nichts und dir nichts. Wenn sie ihn finden, sind wir nicht mehr im Zug. Wir verlassen ihn in Freiburg.«

Das war für Elohim neu. Darüber mußte er erst einmal genauer nachdenken. Zu viele Widersinnigkeiten fielen ihm ein. Er wollte sie Dagmar mitteilen, die aber hatte längst gewußt, um was sich seine Gedanken drehten und die entsprechenden Erklärungen sowie Antworten parat. »Es wird alles ganz locker laufen. Wenn wir in Freiburg den Zug verlassen haben, werden wir schon von Freunden erwartet, die uns über die Grenze fahren. Wir nehmen für den Rest der Strecke ein Auto.«

Elohim schwieg. »Ein Auto«, murmelte er dann. »Über die Grenze hinweg, ich weiß…«

»Hast du Angst?«

»Nein, das nicht. Aber was ist mit den Ausweisen? Man hat sie uns abgenommen.«

»Wir bekommen neue. Es ist für alles gesorgt. Wir haben alles einkalkuliert.«

»Man weiß nicht, wohin wir reisen.«

»Na und?«

»Man wird im Hotel erscheinen und Nachforschungen anstellen. Die Polizei ist nicht so dumm.«

»Sie kann ruhig kommen. Bis es soweit ist, haben wir den großen Sieg errungen.«

So sicher wie Dagmar war der Junge nicht, aber er beschloß, den Mund zu halten, da er die Gouvernante nicht durch weitere Befürchtungen verunsichern wollte.

Dagmar streichelte über sein Haar. »Immer noch Angst?«

»Weiß nicht.«

»Komm, wir packen zusammen, das wird dich ablenken.«

»Das ist aber nicht viel.«

»Nein, ich habe an alles gedacht.«

Sie schaute zu, wie Elohim seine Schuhe anzog. Er war sehr nachdenklich und beschäftigte sich noch immer mit dem Toten.

»Denkst du an den Mann drüben?«

»Ja, er ist so anders gestorben. Zwar gewaltsam, aber trotzdem nicht

so, daß es aussieht wie Mord.«
»Richtig. Daran habe ich auch gedacht. Die Polizei wird vor einem Rätsel stehen. Bei ihm ist eben die Lunge geplatzt, das werden sie herausbekommen, mehr auch nicht. Wenigstens vorläufig nicht.«
»Können wir die Ausweise nicht trotzdem zurückholen?«
»Der Wagenbegleiter hat sie in einem Safe eingeschlossen. Es tut mir leid.«
»War nur eine Frage.«
Bis zum nächsten Halt hatten sie noch Zeit. Dagmar gab dem Jungen gewisse Verhaltensregeln, die er sich gut merken sollte. Er durfte auf keinen Fall irgendwelche Fehler begehen, vor allen Dingen dann nicht, wenn sie den Zug verließen. »Und wir werden aus einem anderen Wagen aussteigen. Das ist sicherer.«
»Finde ich auch.«
Dagmar schaute auf die Uhr. »Baden-Baden müßte eigentlich hinter uns liegen. Es kann nicht mehr lange dauern, bis wir in Freiburg eintreffen. Sobald sich die Gegend etwas verändert«, sie schob das Rollo hoch, »werden wir dieses Abteil leise verlassen.«
Elohim nickte.
Am Fenster saßen sie sich gegenüber und schauten beide nach draußen. Dagmar in Fahrtrichtung.
Sie fuhren sehr schnell durch die Oberrheinische Tiefebene. Von den Höhen des Schwarzwaldes war in der Dunkelheit nichts zu erkennen.
Manchmal durchfuhren sie einen einsamen und leeren Bahnhof. Leider so schnell, daß Dagmar die Hinweisschilder nicht lesen konnte.
Tiefe Finsternis ohne Lichter, bis Dagmar weit entfernt einen helleren Schein zu entdecken glaubte.
War es Freiburg?
Wenig später verlor der Zug an Tempo.
Sie nickte Elohim zu, der sofort aufstand. »Jetzt müssen wir uns nur noch einmal die Daumen drücken.«
So leise wie möglich verließen sie das Abteil. Und so leise wie möglich durchschritten sie auch den Wagen und näherten sich einem anderen Ausstieg.
Zweimal schauten sie zurück.
Niemand war da, der ihnen folgte.
Es wollte auch niemand in Freiburg außer ihnen aussteigen. Nur zwei Leute stiegen ein. Aber weit vor ihnen. Dagmar sah es, als sie schon auf dem Bahnsteig stand. Sie winkte ihrem Schützling, der nach draußen sprang. Sofort faßte sie ihn unter und drückte die Wagentür mit der freien Hand sehr behutsam zu.
Dann lief sie so schnell wie möglich mit dem Jungen in die Deckung eines Pfeilers, wo sie stehenblieben und erst einmal tief durchatmeten.
Der Zug fuhr wieder an.

Sie freuten sich beide, als die Schlange der Wagen an ihnen vorbeiglitt. Erst als der Zug in der Dunkelheit verschwunden war, lösten sie sich aus der Deckung und gingen auf die Treppe zu. Einige Frühaufsteher befanden sich bereits auf den Bahnsteigen. Sie hockten, zumeist frierend auf den Bänken und warteten auf die ersten Nahverkehrszüge, die sie zu ihren Arbeitsstellen brachten.

Die Personen hatten für den Jungen und die Frau keinen Blick.

Vor dem Bahnhof blieb Dagmar stehen und stellte ihre Tasche ab. Leere und Kälte waren erschreckend. Einige Taxen standen im bläulichen Licht einer Lampe.

»Wie geht es jetzt weiter?« flüsterte Elohim.

»Keine Sorge, wir werden abgeholt.«

»Wann?«

»Unsere Freunde müßten eigentlich schon unterwegs sein«, murmelte Dagmar. Dabei schaute sie sich auf dem Bahnhofsvorplatz um, weil der Wagen dort herfahren mußte.

Sie gingen einige Meter weiter und blieben im Schatten einer überdachten Haltestele stehen.

Dann rollte er endlich heran. Dunkel, kantig. Wie ein metallenes Raubtier mit zwei kalten Glotzaugen. Es war eine schwere Volvo-Limousine, die neben ihnen hielt.

Dagmar öffnete die Tür.

Kein Licht erhellte das Innere. Vom Beifahrersitz fragte jemand mit Flüsterstimme. »Ist alles gutgegangen?«

»Sicher.«

»Dann steigt ein.«

Sie schob den Jungen zuerst in den Fond. Sie kletterte hinterher und hatte kaum ihren Platz eingenommen, als das Fahrzeug bereits startete. Der Weg war vorgezeichnet.

Er führte in Richtung Süden, auf die Grenze zu…

***

Als wir den Ort Pontresina erreicht hatten, blieb ich stehen und stellte die Tüte ab. Ich war dermaßen ins Schwitzen gekommen, daß ich nicht mehr meine Jacke trug, der Pullover wärmte mich genug. Einige Male hatte ich geniest, hoffte allerdings, mir keine Erkältung eingefangen zu haben, denn auf die konnte ich verzichten.

»Matt?« fragte Jessica.

»Kaum.«

»Dann komm weiter.«

Ich warf einen Blick auf die Uhr. »Es ist Mittag. Sollen wir etwas zu uns nehmen?«

»Hast du denn Hunger?«

»Ja.«

»Ich esse nur eine Kleinigkeit.«

Wir gingen wieder weiter und passierten unser Hotel, das sich auf seiner Vorderseite als offenes Karree präsentierte und auf dessen Dach eine Krone glänzte.

Sein Zeichen.

Das graue Gemäuer war nicht jedermanns Geschmack. Aber in dieser Gegend stammten fast alle Hotels ungefähr aus derselben Zeit und waren im neoklassizistischen Stiel errichtet worden, mit hohen Räumen, großen Sälen und Hallen, denn schon im letzten auslaufenden Jahrhundert war das obere Engadin von den Feriengästen entdeckt worden.

Der Weg führte bergan und auch in das Zentrum von Pontresina hinein.

Es war wie überall.

Zahlreiche Geschäfte, Hotels, klein oder groß, Ferienwohnungen, die allesamt vermietet waren, und als Mittelpunkt außerhalb des tiefer liegenden Bahnhofs eine Post. Ihr gegenüber befand sich eine Bushaltestelle, die laufend angefahren wurde. Die meisten Urlauber und Skifahrer verließen sich auf dieses Transportmittel.

Es war alles so herrlich oder auch schrecklich normal. Es kam auf den Blickwinkel an.

Ich hatte viel Zeit gehabt und mir die entsprechenden Gedanken gemacht. Zu einem Ergebnis war ich nicht gekommen, doch mittlerweile stand für mich fest, daß der plötzliche Einbruch nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Da hatte jemand daran gedreht. Welche Kraft es war, wußte ich nicht, ich hatte mir nur vorgenommen, mich wieder zu bewaffnen, sobald ich im Hotel eingetroffen war, und die nächsten Tage keineswegs als einen Urlaub anzusehen.

In Höhe der Post blieben wir stehen. Neben uns befand sich ein Kiosk, an dem viel Betrieb herrschte.

»Nun, John, wo willst du essen?«

»Mach du einen Vorschlag.«

Jessica schleuderte ihr Haar zurück und drehte sich um. Sie deutete mit dem Zeigefinger die Straße hoch. »Falls die Dusche noch warten kann, würde ich vorschlagen, das Café dort vorn zu besuchen. Sie haben auch Mittagstisch, wie ich auf der Tafel lesen kann.«

»Nichts dagegen.«

Das Café-Restaurant hatten wir in knapp einer Minute erreicht. Auf der sonnigen Südterrasse war leider kein Platz mehr frei, wir mußten schon in den Bau selbst eintauchen, in dem uns eine verrauchte und muffige Luft empfing, die keinem Vergleich zu der draußen standhielt.

Wir fanden in der Ecke einen freien Zweiertisch, was gut war. Ich wollte nicht, daß sich noch jemand zu uns setzte. Seltsamerweise

verspürte ich einen mächtigen Durst und bestellte mir zunächst ein Bier, bevor ich mich mit der Speisekarte beschäftigte.

Jessica trank ein Glas Wein.

Jeder las in seiner Karte. Jessica entschied sich für einen Salat mit Roastbeef und ich mich für einen Teller, der mit Graubündner Wurst belegt war. Dazu gab es Brot.

Jessica Long nickte mir zu. »Ehrlich gesagt, irgendwie bewundere ich dich, John.«

»Wieso?«

»Wegen deiner Nerven. Dein Einbruch ins Eis hätte auch ins Auge gehen können. Du bist entkommen…«

»Mit deiner Hilfe…«

»Ja, ja, schon gut, und jetzt ißt du hier zu Mittag, als wäre überhaupt nichts gewesen.«

Ich hob die Schultern. »Was der Mensch braucht, das braucht er nun mal, meine Liebe.«

»Machst du dir keine Gedanken?«

Ich trank einen Schluck Bier und stellte das Glas auf den Deckel. »Natürlich denke ich über alles nach, sehr intensiv sogar. Zu einem konkreten Ergebnis bin ich leider noch nicht gekommen, wobei ich jedoch annehme, daß der Einbruch in das Eis nicht normal gewesen ist. Du hast Sekunden vorher die Stelle passiert, und dir ist nichts geschehen. Warum nicht, frage ich dich?«

Jessica blickte mich entwaffnend an.

»Keine Ahnung, John, wirklich nicht.«

»Das glaube ich dir sogar.«

»Und was ist deine Folgerung?«

Ich holte tief Luft. »Ich kann es dir sagen, auch wenn es mir schwerfällt.«

»Bitte.«

»Meine Gegner haben mich mal wieder aufs Korn genommen. Hier braut sich etwas zusammen, das noch unsichtbar über unseren Köpfen liegt, und es ist zu überlegen, ob wir diese Herausforderung gemeinsam annehmen.«

Mein Gegenüber verengte seine Augen. »Kannst du dich da nicht etwas deutlicher ausdrücken?«

»Schon.«

»Dann tu es auch.«

Ich beugte mich vor. »Jessica«, flüsterte ich mehr, als daß ich normal sprach. »Ich möchte dich nicht in Gefahr bringen. Es ist furchtbar, wenn ich mir vorstelle, daß dir etwas passiert. Dazu in einem Urlaub, zu dem du mich überredet hast. Du weißt nicht erst seit heute, daß ich für dich - mögen wir zueinander stehen wie auch immer - zu einem Risikofaktor geworden bin. Meine Nähe ist für außenstehende

Personen ziemlich gefährlich, das weißt du.«

»Sicher, ich weiß es.« Sie lehnte sich zurück, was ich als kein gutes Zeichen ansah. »Das weiß ich sogar sehr genau, und ich kann dir auch folgen. Laß es mich mit meinen Worten in einem einzigen Satz zusammenfassen. Du möchtest mich loswerden.«

Ich schwieg. Aber nicht, weil ich ihr keine Antwort geben wollte, sondern weil unser Essen kam.

Die Kellnerin stellte den Salatteller vor Jessica und den Wurstteller vor mich hin. Ich bekam große Augen, als ich sah, was sich dort an Schinken, Mortadella und Salami sowie trockenem Bündnerfleisch so alles verteilte.

»Das ist zuviel«, flüsterte ich.

»John, du bist mir noch eine Antwort schuldig.«

»Weiß ich. Jessica, ich möchte dich nicht loswerden. Ich denke nur an die Gefahren, die sich plötzlich hier aufgetan haben. Mag der Ort noch so herrlich gelegen sein, darauf nehmen Dämonen keine Rücksicht. Ich sehe diesen Einbruch in das Eis als einen Anschlag auf mein Leben an. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Aber ich war doch nicht betroffen.«

Ich zeigte mit den vier Zinken der Gabel auf sie. »Noch nicht, Jessica.«

»Du meinst, das könnte sich ändern?«

»Ja.«

Sie nickte, aber nicht, weil sie mich bestätigen wollte. »Laß uns erst einmal essen.«

Ich hatte es mir angewöhnt, gewisse Dinge schnell zu vergessen und ließ mir auch diesmal den Appetit nicht verderben. Die Wurst und der Schinken schmeckten mir ausgezeichnet, ich bestellte noch ein zweites Bier und schaffte es auch, die unschönen Gedanken zu verdrängen. Jessica sprach das Thema ebenfalls nicht mehr an. Sie beschäftigte sich mit ihrem Salat, der sehr gut aussah, und das Fleisch dazu schmeckte ihr ebenfalls, wie sie sagte.

Ich schaffte die Wurst nicht ganz, und Jessica klaubte mir die beiden letzten Salamischeiben vom Teller. Sie lächelte beim Kauen, schaute mich an und lächelte weiter.

»Was macht dir so einen Spaß?«

»Du bist es.«

»Ich? Wieso?«

»Es arbeitet hinter deiner Stirn. Du wälzt schwere Probleme, das erkenne ich genau, aber du weißt nicht, wie du sie lösen kannst und wie du sie mir beibringen sollst.«

»Stimmt genau.« Ich schob den Teller in die Mitte des Tisches.

Sie deutete auf ihn. »Das, mein lieber John, lasse ich nicht mit mir machen.«

»Wie meinst du?«
»Abschieben.«
Ich verdrehte die Augen. »Davon hat auch niemand direkt gesprochen. Ich habe nur laut darüber nachgedacht, was, noch passieren könnte. Ist das denn so schlimm?«
»Überhaupt nicht«, gab sie zuckersüß zurück und setzte die Prise Salz nach. »Sofern es nicht mich betrifft. Daß ich mich zu wehren weiß, habe ich schon des öfteren bewiesen, nicht nur auf, dem See, sondern auch in London.«
»Stimmt alles.«
»Wo liegt dann das Problem?«
»Ganz einfach, Jessica. Dieses Einbrechen ins Eis könnte erst der Beginn gewesen sein. Bei der nächsten Attacke werden härtere Geschütze aufgefahren.«
»Vorausgesetzt, du hast mit deiner Theorie recht.«
»Davon gehe ich aus.«
»Mir gestattest du aber, daß ich daran zweifle - oder?« Sie erhob sich und schob ihren Stuhl zurück.
»Du entschuldigst mich für einen Moment, John.«
»Sicher.«
Nicht nur ich schaute ihr auf dem Weg zu den Toiletten nach, auch andere Blicke verfolgten den Weg der außergewöhnlichen Frau, die ich sehr mochte und deshalb nicht in eine unmittelbare Gefahr bringen wollte.
Allein blieb ich zurück und fühlte mich trotz des vollbesetzten Lokals ziemlich einsam. Dabei überkam mich der Eindruck, beobachtet zu werden. Es war nur ein vager Hauch, der mich da getroffen hatte, aber ich wurde ihn nicht los.
Rechts von mir befand sich die Wand. Wenn ich mich nach links drehte, konnte ich in das Lokal hineinschauen, sah aber kein bekanntes Gesicht. Dennoch blieb das ungute Gefühl, und auf meinem Rücken spürte ich die leichte Gänsehaut.
Die Bedienung kam, räumte ab und erkundigte sich, ob es mir geschmeckt hatte.
»Ja, sehr gut. Ich möchte dann auch gleich zahlen.«
»Gern.«
Die junge Frau holte die Papierstreifen mit den aufgedruckten Zahlen aus dem kleinen Glas von der Tischmitte, rechnete zusammen, und ich beglich die Summe. Sie hatte mir kaum einen schönen Tag gewünscht, da kehrte Jessica zurück.
»Du hast schon gezahlt?«
»Ja.«
»Das ist gut.« Sie setzte sich nicht erst hin, sondern schaute durch die breiten Fenster nach draußen.

»Das Wetter ist zu schön, um die Stunden in einem Hotelzimmer zu, verleben. Ich werde noch ein bißchen bummeln gehen. Was ist mit dir? Willst du mit oder…?«

Sie hatte den Satz so ausgesprochen, daß ich deutlich merkte, wie gern sie allein bleiben wollte. Ich tat ihr auch den Gefallen und erklärte, daß ich im Hotel ein Bad nehmen wollte.

»Das wird dir guttun.« Sie küßte mich auf die Wange. »Bis später dann, John.«

Sehr schnell war Jessica verschwunden, und ich schritt dem Ausgang wesentlich langsamer entgegen. Diesmal dachte ich nicht über dämonische Feinde nach, sondern beschäftigte mich mehr mit Jessica und ihrem Verhalten.

So komisch es sich anhörte und obwohl sie mir das Leben gerettet hatte, kam sie mir doch irgendwie verändert vor. Sie war nicht mehr so wie in London. Sie reagierte nicht selbstbewußter, sondern kälter oder auch härter.

Möglicherweise war die Idee, mit ihr einen Urlaub zu verbringen, doch nicht so gut gewesen. Oder hatte ich mich ihr gegenüber falsch verhalten? Hatte sie mehr von mir erwartet? Das konnte natürlich sein, doch sie wußte auch, daß ich mich nicht an eine Frau binden wollte. Eine Heirat kam für mich nicht in Frage.

Es war nicht einfach, unsere Gefühle in die Waage zu bekommen, und so wollte ich das Thema Abreise zunächst nicht mehr anschneiden. Wahrscheinlich war sie deshalb sauer, was ich auch irgendwo verstand. Ich hätte kaum anders reagiert.

Mit der Schulter schob ich die Glastür des Ausgangs ein und trat wieder hinein in die klare, herrliche Luft. Die Berge grüßten in majestätischer Pracht, hier roch alles nach Urlaub, und ich hätte hoch zufrieden sein können, aber da war dieser unheimliche und nicht erklärbare Vorfall, den ich nicht vergessen konnte.

Und da war noch eine andere Frau, die mir eine auf einem Zettel geschriebene Warnung zugesteckt hatte. Ich hatte Jessica nichts davon gesagt, um sie nicht noch höher auf die Palme zu bringen.

Wenn mir jedoch jemand mehr sagen konnte, dann war es Franca Simonis.

Jetzt hätte sich die Chance ergeben. Wahrscheinlich lief sie auf irgendeiner Loipe, als im Hotel zu sein und ausgerechnet auf mich dort zu warten.

Beim Anblick der Post fiel mir ein, daß ich noch Geld umtauschen wollte. Ich hatte knapp zweihundert Franken in der Tasche, das war zuwenig. Kaum hatte ich die Post betreten, da kam von der Seite her ein Junge auf mich zu. Er trug eine bunte Jacke und auf dem Kopf eine Pudelmütze. »Sie sind Herr Sinclair?«

»Ja, der bin ich.«

»Telefon.«
»Was bitte?«
»Ja, für Sie.«
»Wo denn?«
»Da, in der Zelle.«
Ich war so überrascht und perplex, daß ich ihm folgte. Im Postamt gab es mehrere Zellen. Sie lagen direkt beieinander. Der Junge führte mich auf die letzte zu, wo der Hörer unter dem schwarzen Apparat auf der Ablage lag. Bevor ich dem Jungen noch eine Frage stellen konnte, war er verschwunden.
Ich preßte den Hörer ans Ohr und brauchte mich nicht einmal zu melden. Eine männliche Stimme sprach zu mir, und ihre Worte erreichten mein Ohr wie ein bösartiges Kratzen, als würden sich in seiner Kehle irgendwelche Fingernägel bewegen.
»Wie geht es Ihnen, Sinclair?«
»Gut.«
»Fast hätten Sie Pech gehabt.«
»Wie meinen Sie das?«
»Zugefrorene Seen sind oft gefährlich. Man kann sich überhaupt nicht auf sie verlassen.«
»Was wollen Sie?«
»Ihnen erklären, daß es nur ein Vorspiel war. Wir sind scharf auf ihr Herz. Wenn es soweit ist, werden wir es Ihnen bluttriefend aus ihrer Brust herausreißen. Haben Sie gehört, Sinclair? Wir wollen Ihr Herz, und es wird nicht mehr lange dauern. Die Schweiz werden sie nur als herzlose Leiche verlassen.«
Ich hatte die Drohung verstanden, ließ mich nicht einschüchtern, kam allerdings nicht mehr dazu, eine Frage zu stellen, denn der andere legte auf.
Für einen Moment stand ich bewegungslos in der Zelle und starrte auf den Hörer. Mich überkam das Gefühl, umzingelt zu sein, aber ich schaffte es, normal und logisch zu denken.
Man hatte mich hier in der Zelle angerufen. Ich stand also unter Beobachtung.
Von wo war ich angerufen worden?
Man konnte ja nicht einfach jeden Apparat klingeln lassen. Das mußten schon bestimmte sein. Ich verließ den engen Raum, schaute mich im Postamt um, sah aber keinen Verdächtigen. Das heißt, jeder konnte verdächtig sein. Der junge Mann im Skianzug ebenso wie der ältere, der sorgfältig Briefmarken auf Ansichtskarten klebte.
Man wollte nicht nur mich, sondern auch mein Herz.
Darüber dachte ich nach. Ja, es gab diese Vereinigungen oder Götzensekten, die sich auf blutige Herzen spezialisiert hatten. Die Tongs und die Diener der Göttin Kali waren darauf spezialisiert.

Nur glaubte ich nicht, daß gerade sie sich hier in Pontresina ausgebreitet hatten. Hinter diesem Anruf mußte eine andere, kaum weniger gefährliche Gruppe stecken, von der ich leider nichts wußte.

Bei einem Schalterbeamten erkundigte ich mich nach der Funktion der Zelle und erfuhr, daß man darin tatsächlich angerufen werden konnte.

»Wieso? Gab es Probleme?«

»Nein, das nicht, vielen Dank.«

»Bitte sehr.«

Ich ging wieder. Gern hätte ich noch einmal mit dem jungen Boten gesprochen, der aber war weit und breit nicht mehr zu sehen. Allmählich überkam mich das Gefühl, eingeschlossen zu sein und von verschiedenen Seiten her beobachtet zu werden. Von Jessica mal abgesehen, schien ich nur einen Verbündeten zu besitzen, nämlich Franca Simonis. Sie wiederum konnte ich jetzt leider nicht fragen.

Auch vor dem Postamt zeigte sich nichts Verdächtiges. Der Betrieb lief völlig normal weiter. Gegenüber hielten die Busse, sammelten Fahrgäste ein oder ließen welche aussteigen.

Jedenfalls kam ich hier nicht weiter.

Wo dann?

Im Hotel? Es war eine Möglichkeit, wenn auch nur vage. Zudem war es für mich ein überschaubarer Ort, und ich dachte zwangsläufig wieder an das alte Hotel in Sils Maria, wo das Grauen Einzug gehalten hatte. Allmählich entwickelte sich das Engadin für mich zu einem Alptraum.

Von Jessica entdeckte ich ebenfalls keine Spur. Ich überlegte auch, ob ich sie über den Anruf informieren sollte. Die Drohung war verdammt hart gewesen, ob sie mir glaubte und wie sie es aufnehmen würde, darüber konnte ich nur spekulieren.

Jedenfalls war der Fall vorangegangen. So fand ich mich damit ab, dem Anruf auch etwas Positives abzugewinnen. Dennoch nahm ich die Drohung keinesfalls auf die leichte Schulter. Wer ließ sich schon gern das Herz aus dem Leib schneiden?

Ich sicherlich nicht…

***

Als Franca Simonis das Hotel betrat, lächelte ihr der Mann an der Rezeption zu. »Hatten Sie einen schönen Vormittag?«

»Sehr gut.«

»Ja, das Wetter ist super. Unsere Gäste können sich freuen.«

»Das glaube ich Ihnen gern.« Sie nahm ihren Zimmerschlüssel entgegen und schritt auf die Glastür zu, die sich automatisch zur Seite schob, damit der, Weg in die prächtige Hotelhalle mit den alten Deckengemälden frei war.

Wer diesen Weg ging, schaute geradeaus auf den halbrunden Erker, der der Rückseite des Hotels vorgebaut war und zu den Lieblingsplätzen der Gäste am Nachmittag gehörte, denn auch dort verteilten sich, wie überall in der Halle, die Tische mit den entsprechenden Sitzgelegenheiten, wobei der Chippendale-Stil überwog, den Franca leider überhaupt nicht mochte.

Ein breiter Gang, noch vor der Halle, durchschnitt den Hotelkomplex von links nach rechts. An ihm lagen auch die Bar, einige kleinere Salons und der große Speiseraum; der allerdings an der linken Seite, von der Rezeption aus gesehen, durch eine kleine Treppe zu erreichen war.

Franca Simonis bewegte sich in die andere Richtung, weil sich dort der Fahrstuhl befand. Sie hätte auch durch, das breite Treppenhaus nach oben in den vierten Stock gehen können, das aber hätte sie zuviel Zeit gekostet. Sie mußte unbedingt jemand anrufen, um zu erfahren, wie es gelaufen war.

Vielleicht hatten sie ja Glück gehabt. In der mit Holz getäfelten Kabine blieb sie allein, stieg im vierten Stock aus und nickte zwei Mädchen zu, die dabei waren, den Marmor rechts und links des Teppichs zu säubern. Er bedeckte die gesamte Treppe bis hin zum Erdgeschoß. Sie schloß ihre Zimmertür auf, blieb sicherheitshalber auf der Schwelle stehen. Niemand erwartete sie.

Franca betrat den Raum. Sie trug noch ihre Langlaufschuhe und auch den Skianzug, das störte sie nicht weiter. Sie öffnete nur den vorderen Reißverschluß, setzte sich auf die Bettkante und stellte das flache Telefon auf ihren Schoß. Sie drückte die Null, bekam die Freileitung und tippte dann eine Nummer ein, die in keinem Telefonbuch stand. Ungeduldig wartete sie darauf, daß jemand abhob.

Mit den Fingerkuppen trommelte sie auf die Platte des Nachttischs, hörte das Läuten und flüsterte etwas, das nicht zu verstehen war.

Endlich hob jemand ab, und der dunkelhaarigen Frau fiel ein Stein vom Herzen. Sie meldete sich mit ihrem Decknamen Herz-As. »Gut, daß du anrufst.«

Dieser Satz alarmierte sie. »Wieso? Ist etwas geschehen?«

»Ja. Karo-As ist tot.«

Franca Simonis gab keine Antwort. Sie saß starr auf der Bettkante und hielt die Augen geschlossen.

Nicht, daß sie besonders überrascht gewesen wäre, damit hatten sie immer rechnen müssen, aber daß der Fall nun eingetreten war, machte sie so betroffen.

»Hörst du noch?«

»Si.«

»Es war nichts mehr zu ändern. Sie haben ihn im Abteil tot gefunden.«

»Wie kam er um?«
»Seine Lungen sind geplatzt!«
Franca verschluckte sich beinahe. »Was sagst du da?«
Der andere lachte bitter. »Ja, das hat die erste Untersuchung der Ärzte ergeben, und ich glaube den Leuten. Man hat auch keine Gewaltanwendung von außen feststellen können, obwohl man vor einem Rätsel steht, wie so etwas überhaupt geschehen konnte.«
»Wird es als Mord angesehen?«
»Davon ist mir nichts bekannt.«
Franca fluchte wie ein sizilianischer Eselstreiber, obwohl sie aus Turin stammte. »Aber das sind doch Idioten, sind das. Sie können nicht einfach eine Leiche im Zug haben und…«
»Natürlich recherchiert die Polizei. Auch die deutsche. Man steht vor einem Rätsel. Man kommt damit nicht zurecht. Es sind zu viele Fragen offen.«
»Das denk ich mir.« Franca räusperte sich, holte durch die Nase Luft und fuhr dann fort: »Von *ihm* hat man keine Spur entdeckt, nehme ich an.«
»Stimmt genau.«
»Aber er war im Zug?«
»Ja. In Begleitung.«
»Weiß man, wo die beiden ausgestiegen sind?«
»Man ist sich nicht sicher. Die Behörden gehen von Freiburg oder Karlsruhe aus.«
»Ich tippe eher auf Freiburg, die Stadt liegt näher an der Grenze zur Schweiz.«
»Meinen wir auch. Hör zu, Herz-As. Wenn alles so eingetroffen ist, wie wir annehmen, müßte dieses Paar schon im Hotel sein oder zumindest bald erscheinen.«
»Das stimmt.«
»Du wirst uns Bescheid geben?«
»Das versteht sich.«
»Von wo aus rufst du an?«
»Aus meinem Zimmer.«
Der andere hatte Bedenken. »Ist das nicht gefährlich? Hast du keine Angst, daß die Leitungen überwacht werden? Schließlich ist das Haus so etwas wie eine Zentrale. Keiner von uns weiß, wer von den Gästen zu ihnen gehört.«
»Doch, ich!«
»Wieso das?«
»Einer bestimmt nicht. John Sinclair!« Der Kontaktmann schwieg. Er war sprachlos geworden, was Franca bei ihm noch nicht erlebt hatte. »Sprichst du von John Sinclair, dem Geisterjäger?«
»Genau.«

»Hast du schon Kontakt mit ihm aufgenommen?«
»Einen ersten, wenn auch leichten. Es ist nicht einfach gewesen. Er befindet sich in weiblicher Begleitung. Und jetzt kommt etwas, das ich nicht verstehe. Ich habe ihn ja gesehen, und er hat sich so benommen, als wäre er völlig ahnungslos. Wenn dem nicht so ist, dann lobe ich ihn für seine gute Schauspielerei.«
»Das glaube ich nicht.«
»Es ist aber so. Sinclair benimmt sich wie ein normaler Tourist. Allerdings habe ich ihm eine Warnung zukommen lassen, und ich werde auch so schnell wie möglich mit ihm reden.«
»Willst du ihn einweihen?«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
»Moment mal, bleib dran«, sagte der Mann.
Franca wartete. Sie war nervös, zündete sich eine Zigarette an und starrte gegen die Wand mit der schwach gemusterten Tapete. Wenig später meldete sich der Mann wieder.
»Franca, es stimmt. Sinclair hat einen Urlaub gebucht. Er ist nur gekommen, um sich zu erholen.«
»Das glaube ich nicht.«
»Unsere Quellen sind die besten.«
»Hast du oft gesagt, weiß ich auch. Aber es will nicht in meinen Kopf hinein. Wer begibt sich denn in die Höhle des Löwen, um Urlaub zu machen, wenn er dabei Gefahr läuft, von den Krallen zerfetzt zu werden. Ich kann es nicht glauben und habe eher das Gefühl, als würde hier etwas ganz anderes ablaufen, das auch unmittelbar etwas mit dem Geisterjäger zu tun hat. Verstehst du?«
»Nein.«
»Ich auch nicht.« Der Mann lachte nicht einmal. Er warnte Franca noch, vorsichtig zu sein und sich wieder zu melden. »Wenn möglich, von einem neutralen Apparat, bitte.«
»Mal sehen, was sich machen läßt.«, Sie legte auf und drückte auch ihre Zigarette aus. Franca Simonis stand auf. Zum erstenmal spürte sie den eisigen Hauch des Todes, als würde der Gruß aus dem Jenseits durch ihr Zimmer streifen und sie berühren.
Der Kollege, der Freund, war tot. Sie hatten ihn also erwischt. Es war vorauszusehen gewesen, aber man hoffte ja immer, daß es gutging. Vielleicht war auch einer zuwenig gewesen. Er hatte die Aufgabe gehabt, zu töten, für eine gerechte Sache zu töten, darauf kam es an. Der Junge mußte aus dem Weg geschafft werden. Wenn er sich entwickelte, wurde er zu einer Gefahr für die Menschheit. Er hatte Großes vor, er wollte, gemeinsam mit seinen schon zahlreich gewordenen Anhängern, der Welt seinen Stempel aufdrücken. Das mußte auf jeden Fall verhindert werden, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln.

Auf der ersten Etappe jedoch hatten sie bereits eine Niederlage erlitten, ein sehr schlechtes Zeichen.

Franca Simonis fühlte sich klein und mickrig, als sie auf das Fenster zuschritt. Sie bewohnte eines der teuren Südzimmer, und ihr Blick fiel auf die prächtige Kette der Berge, an denen so viele Menschen Gefallen fanden.

Auch sie mochte die Berge, doch heute kamen sie ihr trotz der weißen Schneepracht drohend vor.

Sie hatte das Gefühl, als lägen Schatten über den gewaltigen Massiven, und auch der Schnee hatte sich ihrer Meinung nach in ein Leichentuch verändert.

Der Tod lauerte…

Eines gab ihr allerdings Hoffnung.

Nie hätte sie damit gerechnet, John Sinclair, den Geisterjäger, hier zu treffen, aber er war nun mal hier, er war keine Fata Morgana, sie hatte sich nicht getäuscht. Urlaub…

Sie lachte, als sie daran dachte. Es würde ein Urlaub für ihn in der Hölle werden. Sie hatte ihn mit der Frau gesehen, dieser eifersüchtigen Blondine. Am frühen Morgen war sie nicht dazu gekommen, mit ihm zu reden, sie hatte es auf eine andere Tour versuchen müssen, und es war auch gelungen.

Bestimmt hatte er ihre Nachricht gelesen und war gespannt darauf, mit ihr in Kontakt zu treten. Wie und wo, das würde sich noch ergeben. An der Bar möglicherweise, alles war drin. Aber auch im Hotel in der Lobby oder in der Halle.

Egal, wo dieses Treffen auch stattfand, sie würden ständig unter Beobachtung stehen.

Und das war schlimm.

Die andere Seite hörte und- sah alles. Im Gegensatz zu Franca, denn sie hörte nicht, wie die Tür des Zimmers von außen geöffnet wurde und eine in einem dunklen Handschuh steckende Hand erschien, deren Finger sich um die Türkante klammerten…

Franca bekam Besuch.

Die andere Seite reagierte schnell und tödlich…

***

Als ich mich auf den Rückweg zum Hotel machte, überfiel mich ein gewisses Unbehagen. Ich dachte darüber nach, konnte es jedoch nicht klar definieren. Es war ein erster Schub der Angst, die in meinem Innern hochwirbelte und mich kribbelig machte. Angst vor der unmittelbaren Zukunft.

Langsamer als gewöhnlich schritt ich über den schmalen Gehsteig. Es wurde hier kein Salz gestreut, nur Sand. An vielen Stellen war der Schnee auch weggetaut, dann knirschte unter meinen Schuhen der

Sand.
Hin und wieder - besonders an den schattigen Stellen - hatten sich Eisbuckel oder glatte Flächen gehalten, die sehr gefährlich werden konnten. Einheimische und Touristen hatten sich dagegen gewappnet. Sie trugen Schuhe mit Spikes. Der Atem dampfte vor meinen Lippen. Links und rechts der Straße zeigten die hellgrauen Fassaden der Häuser eine Front, manchmal durch Erker unterbrochen.
Um diese Zeit war die Sonne so weit gewandert, daß sie ihren Schein in die Straße schickte. Sie hatte eine gelbe Farbe angenommen und stand im Blau des Firmaments wie ein dicker Klecks weicher Butter. Ohne Sonnenbrille konnte ich mich nicht bewegen und sah immer wieder nach vorn.
Der Verkehr war hier durch eine Ampelanlage geregelt worden, er kam stets aus einer Richtung.
Momentan näherten sich die Autos in meinem Rücken, überholten mich mit knirschenden Geräuschen, und so manches Mal spritzten kleine Steine gegen meine Beine. Dann trat die Phase der Ruhe ein. Es dauerte etwas, bis der von unten her kommende Gegenverkehr freie Bahn hatte.
Die Ruhe überfiel mich nicht.
Im Gegenteil, bei mir stieg die Nervosität. Ich spürte auf dem Rücken ein Kribbeln, und diese Gänsehaut erstreckte sich schließlich auf mein Gesicht. Mir war so, als würde eine wichtige Entscheidung unmittelbar bevorstehen. Der Gegenverkehr rollte an. Ich hatte das Hotel mit dem großen Innenhof noch nicht erreicht, als der erste Wagen anfuhr. Eng drückte ich mich gegen die Hauswand, damit mich der mit rückkehrenden Skifahrern besetzte Bus nicht streifte.
Doch die Fahrer hatten Routine. Sie rollten sicher vorbei.
Dem Bus folgte ein japanischer Geländewagen, dahinter sah ich einen dunklen Volvo der 900er Klasse. Er rollte langsam heran, als wollte er sich anschleichen. Die Sonne streifte mit ihren Strahlen sein schwarzes Verdeck, das mir trotzdem nicht heller vorkam. Da schien das Metall die Strahlen einfach aufzusaugen. Ich ging nicht mehr weiter.
Etwas störte mich.
Vielleicht der Wagen?
Der Fahrer setzte das rechte Blinklicht. Für mich ein Zeichen, daß er den Volvo in den Innenhof des Hotels lenken wollte, wo es auch einige abgeteilte Parktaschen gab, die ein offenes Viereck um einen gewaltigen Schneehaufen in der Mitte bildeten.
Der Volvo rollte hinein.
Was mich dazu trieb, meine Schritte zu beschleunigen, wußte ich auch nicht. Irgendwie war mir der Wagen trotz seiner Normalität ziemlich suspekt. Als ich den Innenhof des Hotels erreichte, war er schon bis vor das Haus gerollt. Zwei Bedienstete eilten herbei und

öffneten die Türen, damit die Fahrgäste aussteigen konnten. Ich hatte gesehen, daß mehrere Personen im Fahrzeug saßen.

Langsam ging ich näher. Der Innenhof besaß eine Schräge, war aber vom Schnee befreit worden, so daß niemand in Gefahr lief, auf einer Eisfläche auszurutschen.

Eine Frau verließ den Wagen. Sie war überdurchschnittlich groß, trug einen hellbraunen Pelzmantel, der in seiner unteren Hälfte, bei jeder Bewegung wie eine Glocke schwang.

Sie blieb einen Moment stehen, schaute sich um, bevor sie sich der Fahrerseite des Wagens zudrehte. Sie bückte sich, sprach etwas, und gleich-. zeitig wurde die Tür aufgestoßen.

Zuerst erschien der Fahrer.

Er trug die graue Uniform eines Chauffeurs, hatte die Mütze abgenommen und eilte um sein Fahrzeug herum, damit er die zweite Fondtür aufziehen konnte. Das verwehrte ihm die Frau. So laut, daß ich es hören konnte, rief sie: »Laß es!«

»Sehr wohl.«

Als der Fahrer sich zurückgezogen hatte, setzte sich die Person im Pelzmantel, in Bewegung und öffnete die Fondtür höchstpersönlich, um den Gast aus dem Wagen zu lassen.

War es ein Mann?

Ich konnte es nicht genau erkennen, weil mir der Schneeberg leider den Blick verdeckte. Rasch ging ich weiter. Bei endlich freier Sicht mußte ich feststellen, daß die Person schon ausgestiegen war. Es war ein Junge, eingehüllt in einen langen blauen Mantel, der eher wie ein Umhang wirkte. Die Frau, ob es seine Mutter war, wußte ich nicht, legte beschützend den Arm um ihn, bevor die beiden auf den Eingang des Hotels zuschritten und sich die erste Glastür vor ihnen auseinanderschob. Andere kümmerten sich um das Gepäck. Die Arbeit wurde von den beiden Mitfahrern überwacht. Ich ging jetzt schneller. Mich würde niemand aufhalten, denn ich gehörte zu den normalen Hotelgästen. Etwas trieb mich an. Es war ein innerer Motor, der mich so handeln ließ, und sehr bald nach den Neuankömmlingen erreichte ich die Rezeption des Hotels. An ihr hielten sich der Junge und die Frau auf, umsorgt von drei Angestellten, zwei Männern und einer Frau.

Ich ging zur rechten Seite, weil dort mehr Platz war und man eine Stellwand aufgebaut hatte, die in zahlreiche Fächer unterteilt worden waren. In ihnen steckten die Prospekte der Umgebung und auch die anderer Hotels. Dort baute ich mich auf, schielte aber auf das so unterschiedliche Paar, das eine Suite gebucht hatte und noch immer mit einer schon »überstarken« Höflichkeit behandelt wurde.

Das war schon nicht mehr normal.

Der Junge trat von einem Fuß auf den anderen. Manchmal hob er

auch beide Schultern und ließ sie wieder sacken. Er sah aus wie jemand, der sich nicht wohl fühlte.

Plötzlich drehte er sich um.

Er schaute mich an.

Ich blickte zurück. Und ich hatte das Gefühl, hinter dem blassen, jugendlichen Gesicht die grauenhafte Fratze des Todes zu sehen…

ENDE des ersten Teils